

Magazin des Soldaten

HEFT 11 • NOVEMBER 1966 • PREIS MDN 1,-



ARMEE

Rundschau

Es war vor neun Jahren bei einer der ersten gemeinsamen Übungen mit unseren sowjetischen Freunden. Der Chefredakteur erwartete einen „Knüller“. Also hinein in den Brennpunkt des Geschehens. Aber wie kommt man dorthin, ohne Fahrzeug? Irgendwo bei den Mot.-Schützen auf einem SPW, hoffte ich. Der Kommandeur des Truppenteils begrüßte mich „Presse-mann“ allerdings nicht gerade begeistert, eher etwas reserviert, skeptisch. Man hatte sich in jener Zeit bei der „Truppe“ einfach noch nicht an die Armeepresse gewöhnt. Schließlich landete ich bei den Aufklärern. Die hätten die meisten Fahrzeuge, meinte man.

Die Aufklärer freuten sich ja, einen Bildreporter bei sich zu haben, aber allzuviel werde bei ihnen nicht los sein, sie hätten nämlich Verteidigungsstellung bezogen.

So kam es dann auch. Vier Tage lang „schoß“ ich nichts als den täglichen Start eines Aufklärungskrades. Meine Stimmung sank allmählich auf den Nullpunkt. Auch das Wetter war danach: Grau, diesig, Dauerregen!

Aber dann ging's doch noch los.

„Morgen werden wir ins Gefecht eingeführt. Sie werden in einem B-Krad im Spitzentrupp fahren“, eröffnete mir der Kommandeur.

Endlich! Ich putzte alle Optiken, kontrollierte den Blitz.

Gegen Abend brachen wir auf. Es regnete immer noch, doch ich war zufrieden, daß ich nun bald interessante Dinge auf die Linse bannen konnte. Plötzlich wurden wir angehalten. Eine sowjetische Panzereinheit mußte erst durch. Wir fuhren dicht hinterher. Der Kradfahrer fluchte. Ich wischte mir immer wieder die Schlammgespritzer aus dem Gesicht. Plötzlich schrie der Fahrer „Festhalten!“ Doch es war schon zu spät. Wir saßen bereits im wahrsten Sinne des Wortes in der Tinte. Der Beiwagen war regelrecht im Schlamm versunken – und ich natürlich mit. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Fußboden einer Funkstation und hatte kaum etwas an. Auf einem Schemel saß der Kradfahrer und stammelte etwas von einem Schlammloch, das er nicht rechtzeitig gesehen habe, und schimpfte auf die Panzer, immer wieder wünschend, daß mir auch nichts passiert sei. Der Mann hatte Humor! Meine Sachen waren pitschenaß. Die ganze Nacht pusselte ich an meinen Geräten, um sie wieder einigermaßen sauber zu bekommen. Am Morgen wagte ich in meiner zerknitterten Uniform die ersten Schritte vor die Funkstation. Der Kommandeur des Truppenteils begrüßte mich erfreut: „Gut, daß Sie dabei waren. Es hat ja alles geklappt, ich freue mich schon auf Ihre Reportage.“

Ich widersprach ihm nicht. Eine Reportage von mir hat er natürlich nie gesehen.

Ernst Gebauer



Vignette: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Seitdem ich die AR lese ...

Mein Verlobter leistet zur Zeit seinen Wehrdienst. Er riet mir, die AR zu lesen. Wir verstehen uns beide sehr gut. Nur in der Politik und was die NVA betrifft, sind wir verschiedener Meinung. Seitdem ich jedoch die AR lese, wird mir vieles klarer, was ich vorher nicht verstand.

Heidi Lorenz, Geyer

Offiziersschülerausgang

Bis wann können Offiziersschüler im 3. Lehrjahr ausgehen?

Rosemarie Geller, Zittau

Täglich bis zum Wecken.

Postbeutel statt Postsack

Es taucht in der AR immer wieder die falsche Bezeichnung „Postsack“ auf. Wir Mitarbeiter der Deutschen Post lehren unsere Lehrlinge, daß es richtig „Postbeutel“ heißt und so auch im Postsprachgebrauch üblich ist und listenmäßig geführt wird.

Hans Drech, Hoyerswerda

800 Granaten für ein Flugzeug

Wieviel Granaten waren bei der herkömmlichen Flakartillerie nötig, um ein gegnerisches Flugzeug abzuschießen?

Hilmar Trost, Leipzig

Im zweiten Weltkrieg waren dazu 400 bis 500 Granaten der mittleren oder 700 bis 800 Granaten der leichten Flak erforderlich. Jedoch durfte das Flugzeug nicht schneller als 300 m/s und nicht höher als 12 000 m fliegen.

Kurvendebatte

Ich lese die AR, um etwas über das Leben in der Armee zu erfahren. Wenn manche Herren mehr kurvenreiche Mädchen sehen möchten, so sollen sie an den Strand oder ins Bad gehen. Dort können sie die „Kurven“ in natura studieren. Übrigens: Mädchen, die nicht so kurvenreich sind, können auch interessant sein.

Karin Jung, Wurzen

Der Ring an seinem Finger

Ich bin jetzt ein Vierteljahr verlobt und möchte gern wissen, ob mein

Verlobter, der zur Zeit bei der Armee ist, seinen Ring während des Dienstes tragen darf oder erst nach Dienstschluß.

Ingeborg Leo, Busendorf

Wenn er nicht gerade in einer Werkstatt tätig ist, wo die Arbeitsschutzbestimmungen das Tragen von Ringen verbieten, braucht er ihn im Dienst nicht abzunehmen.

Dank an CO 59-92

Auf der Heimreise vom Urlaub hatte ich einen Reifenschaden mit dem Motorrad. Da auch die Decke kaputt war, mußte ich versuchen, die restlichen 27 km bis Bernau per Anhalter zurückzulegen. Lange hatte ich keinen Erfolg. Bis schließlich ein Oberleutnant anhielt und mich mitnahm. Sein Fahrzeug hatte das polizeiliche Kennzeichen CO 59-92. Dem Genossen nochmals besten Dank.

Unterfeldwebel d. R. Gröger, Traun

... und das Sportzeug?

Ist es immer noch so, daß man zur Armee sein eigenes Sportzeug mitbringen muß?

Uwe Renneisen, Groß-Glienicke

Nein. Künftig erhält jeder Soldat auch einheitliches Sportzeug, bestehend aus Hemd, Hose, Trainingsanzug und Sportschuhen.

Angenehm überrascht

Wißt Ihr, als ich noch nicht Soldat war, kaufte ich mir nie die AR. Was steht denn da schon drin, dachte ich; interessiert Zivile sowieso nicht! Doch als ich hier bei der Armee die AR das erste Mal las, war ich angenehm überrascht.

Unterroffizier Wecke, Dessau

Reservisten-Rationalisatoren

Von den im VEB Braunkohlenwerk Großrössen arbeitenden Reservisten wurden bisher 685 Neuerervorschläge eingereicht; 571 davon konnten realisiert werden und erbrachten einen ökonomischen Nutzen von 211 300 MDN. Besonders sollen hierbei die Genossen Siegfried Schmidt, Erhard Beukert und Fritz Siebert genannt werden.

Soldat d. R. Reinhold, Deutzen

AR-Leser rufen AR-Leser

Wer kann dem Schüler Ernst Ulbrich, 88 Zittau, Herwigsdorferstr. 88, sowie Herrn Bernd Funkel, 5801 Thüsdorf Nr. 23, ältere Hefte der „Armee-Rundschau“ aus den Jahrgängen 1956



bis 1964 schicken? Die Jahrgänge 1961 bis 1965 werden von Herrn R. Dröger, 27 Schwerin, Ad.-Wilbrand-Str. 12, gesucht – eventuell im Tausch gegen die kleine Typensammlung von „Jugend und Technik“ (1963 bis 1965).

Dienstalterszulagen

Wenn man länger bei der NVA ist, gibt es da auch Zulagen für das Dienstalter?

Monika Dümmler, Berlin

Ja. Nach 5 Jahren erhöhen sich die Dienstbezüge um 5%, nach 10 Jahren um 10%, nach 15 Jahren um 15% und nach 20 Jahren um 20%.

Schildbürgerstreich

Ich bin Kraftfahrer im Wirtschaftszug. Nach einer Übung sollte ich die Feldküchen neu spritzen. Ich suchte überall nach Farbe. Nirgendwo bekam ich welche. Als ich das meinem Gruppenführer meldete, der zugleich Koch ist, sagte er ganz trocken: „In der Küche gibt's Farbe genug!“ Und wirklich: 3 Fässer lagen dort. Wollte das Küchenpersonal damit etwa die Suppe würzen?

Soldat Weitkömper, Eggesin

PT 76

Könnten Sie ein paar Angaben über den Schwimmpanzer PT 76 machen?

Werner Kühler, Cottbus

Gefechtsgewicht: 14 t. Länge (mit KWK): 7620 mm; Breite: 3160 mm. Höhe: 2200 mm. Geschwindigkeit: 45 km/h (Land), 15 km/h (Wasser). Antrieb: Dieselmotor (Land), Wasserstrahltriebwerke (Wasser). Bewaffnung: 1 KWK 76 mm, 1 MG 7,62 mm. Besatzung: 3 Mann.

Küßchen für Unteroffizier W. W.

Von meinem Mann bekomme ich ständig die AR. Sie ist einfach prima. Ich bin begeistert von dem, was man darin alles findet und lesen kann. Bei dieser Gelegenheit viele liebe Grüße und Küsse an meinen Mann.

Margrit Wendt, Schönermark

Verpflegungsgeld

Ich liege bereits seit einigen Wochen im Krankenhaus, nehme also nicht an der Truppenverpflegung teil. Steht mir unter diesen Umständen nicht Verpflegungsgeld zu?

Soldat Krister, Döbeln

Nein. Da Sie auch dort an einer Gemeinschaftsverpflegung teilnehmen, erhalten Sie kein Verpflegungsgeld.

Für...

Zwar lese ich die AR noch nicht seit 10 Jahren, aber sie ist mir trotzdem so ans Herz gewachsen, daß ich sie nicht mehr missen möchte. Zu loben sind vor allem die literarischen und militärpolitischen Beiträge. Auch die Umfrage finde ich, von Ausnahmen abgesehen, sehr informativ. Es macht wirklich Spaß, jedes Heft zu betrachten.

Gefreiter Metzner, Eisenach

... und wider

Mein Urteil: Bei den Fotos billige Dutzendware, im Armeeteil oberflächliches Geschwätz, in der Druckqualität (Rücktitel!!!) miserabel. Und dafür soll man noch eine Mark bezahlen? – Ich nicht!

Walter Stach, Gera

Auch heute noch gültig

Wenn ich mich recht entsinne, ist doch mal beschlossen worden, die NVA auf 90 000 Mann zu begrenzen. Trifft das heute noch zu?

Karlgerhard Oetzel, Bad Liebenwalde

Entsprechend eines Ministerratsbeschlusses aus dem Jahre 1956 ist die Stärke der Land-, Luft- und Seestreitkräfte der NVA nach wie vor auf 90 000 Mann beschränkt.

Es war am 22. 7. in Halle

Auf meiner DDR-Reise lernte ich einen Jungen kennen. Es war am 22. 7. gegen 01.30 Uhr auf dem Bahnhof Halle Saale. Er hatte mittelblondes Haar und war 17 oder 18 Jahre alt. Alles konnte ich nicht verstehen, was er sagte. Ich weiß nur noch seine letzten Worte „... habe ich Sie nicht gestört?“ Es wäre nett, wenn dieser Junge über die AR an mich schreiben würde.

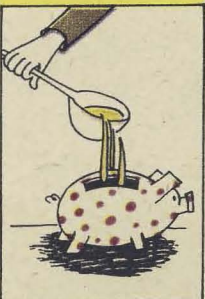
Ilona Krausová, Smržovka (ČSSR)

Wie's in der StVO steht

Gibt es für Armeeangehörige Sonderbestimmungen über das Tragen von Schutzhelmen beim Motorradfahren?

Offiziersschüler Wendt, Löbau

Nein. In diesem Fall gilt ausschließlich die StVO. Jedoch empfiehlt es sich, daß außerhalb geschlossener Ortschaften auch der Kamerad oder die Freundin auf dem Soziussitz einen Schutzhelm trägt.



Urlaub in Mamaia

Mit Jugendtourist nach Rumänien. Gemeinsam mit 27 anderen Armeeangehörigen verbrachte ich dieses Jahr meinen Urlaub in Mamaia. Mich beeindruckten besonders die Menschen. Sie waren sehr gastfreundlich, vor allem, wenn sie hörten, daß wir aus der DDR kommen.

Feldweibel Bühring, Frankfurt/Oder

Stipendienfrage

Während meines Grundwehrdienstes wurde ich mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Habe ich auf Grund dessen Anspruch auf ein Zusatzstipendium?

Gefreiter d. R. Manteuffel, Weimar

Träger von staatlichen Auszeichnungen können ein 80,- MDN-Zusatzstipendium erhalten, wenn sie vor der Aufnahme des Studiums mindestens 5 Jahre (ohne Lehrzeit) in der sozialistischen Wirtschaft, staatlichen oder gesellschaftlichen Institutionen gearbeitet haben. Der Grundwehrdienst wird angerechnet.

Zeuginnen packten aus...

Ein Unfall, in den ich schuldlos verwickelt wurde, brachte mir einen Unterschenkelbruch und ein Gipsbein ein. Zwei Frauen, die Zeugen des Unfalls waren, besuchten mich im Krankenhaus und erfreuten mich mit Geschenken. Dafür möchte ich mich bei Martha Beiersdorfer und Erika Coburger sowie ihren Eltern recht herzlich bedanken.

Soldat Walther, z. Z. Sonneberg

Unterfeldweibel in 18 Monaten

Ich habe eine Feldweibel-Planstelle. Wann kann ich zum Unterfeldweibel befördert werden?

Unteroffizier Hellwig, Perleberg

Sofern Sie die dafür nötige Qualifikation haben, nach 18 Monaten Dienstzeit.

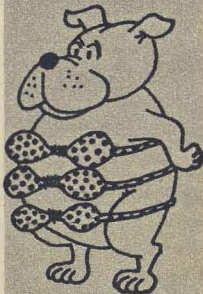
Angebot abgelehnt

Das Angebot von Regina Kroß im Postsack (Heft 9) war ja ein dicker Hund und löste bei uns allgemeine Belustigung aus. Ich mache mir ernsthafte Sorgen um ihre Figur. Offensichtlich besteht die Gefahr, daß sie vor Eitelkeit platzt. Wir Soldaten könnten dann leider nicht mehr ihre fotogenen Kurven bewundern, mit denen sie uns beglücken wollte.

Obermaat Langnickel, Stralsund



Vignetten: Klaus Arndt



Schreiben ist Gold

Gern möchten wir mit allen Kollegen unseres Betriebes (VEB Straßen-, Gleis- und Tiefbau Leipzig), die ihren Dienst bei der NVA versehen, die Verbindung aufrechterhalten. Leider haben uns nur 19 von 51 Kollegen ihre NVA-Adresse mitgeteilt.

Ruth Lange, Leipzig

In diesem Fall sei Schreiben, nicht Schweigen die goldene Tugend!

...und dann kam Neptun

Drei schöne Ferienwochen verlebten unsere Kinder in Karlshagen. Besonders die Genossen der Volksmarine bemühten sich sehr um sie. Sie zeigten ihnen das MS „Rügen“ und erklärten alles fachmännisch. Im Ferienlager standen sie den Pionieren Rede und Antwort. Absoluter Höhepunkt aber war das Neptunfest. Die „Taufurkunden“ schmückten heute manches Kinderzimmer in Grimma.

W. Kendschek, Lindhardt

Platz für junge Talente

Im Heft 8 sah ich die Fotos zur Szene „Fachleute“, dargestellt von Studenten der Theaterhochschule Leipzig. Unter welchen Bedingungen kann man sich dort bewerben?

Rudi Oettel, Borna

In der Theaterwissenschaftlichen Abteilung (5 Jahre Studium) werden vor allem Dramaturgen ausgebildet. Vorausgesetzt wird das Abitur. Für die Schauspielklasse ist der 10-Klassen-Abschluß mit Berufsausbildung erforderlich. Das Studium dauert 4 Jahre, wovon 2 Jahre an einem Studio-Theater absolviert werden. Bewerbungen sind möglich beim Prorektorat für Studienangelegenheiten, 701 Leipzig, Schwägerichenstr. 3

Wer schreibt Editas?

Ich habe eine kleine Bitte. Ich möchte gern mit einem jungen Mann aus der DDR in Briefwechsel treten. Ihr Magazin wird sicherlich von vielen jungen Leuten gelesen. Ich bin 18 Jahre alt.

Edita Pavelková, Ružomberok (ČSSR), Športová 1/11

POSTSACK

Das hier ist die 122. Ausgabe der „Armee-Rundschau“. 121 für die Stammleser und eine für die „Moldau“-Manöver-Männer, letztere viersprachig natürlich.

Da ist leicht zählen, in zehn Jahren.

Wer aber zählt die Fragen – nennt die Probleme?

Rund hundert veröffentlichte sind zwar auch schon ein Jubiläum, aber keinesfalls alles, was an Zuschriften in den nunmehr genau 5 Jahren, da „Oberst Richter antwortet“, von mir, von der Redaktion oder von uns gemeinsam be- und verantwortet werden mußte. So fühle ich mich im doppelten Sinne zugehörig: Zur großen Gemeinde der guten Freunde des Soldatenmagazins gleichermaßen wie zum kleinen Fähnlein seiner fleißigen Redakteure.

Zu letzteren allerdings nur noch sachverständig und aus Tradition, eingedenk der Zeit, da ich dem Kollektiv 5 Jahre als Chefredakteur vorstand.

Deshalb drei Grußworte zum Jubiläum.

Das erste Wort soll dem Wandel in der äußeren Aufmachung gelten. Er fällt naturgemäß zuerst ins Auge.

Allerdings, da ist das Geburtstagskind nicht nur schöner und farbenfreudiger geworden (was ich von mir keinesfalls sagen kann), sondern auch reicher in wechselvoller Gestaltung.

Aber das widerspiegelt lediglich den Zug der Zeit in unserer Republik – kein Grund, viele Worte zu machen.

Was jedoch den Inhalt angeht, so möchte ich dafür schon ein größeres Wort einlegen, das ist nicht mehr wie recht und billig.

Genauso nämlich, wie in den mehr als 10 Jahren des Bestehens der NVA schon ganze Generationen Wehrpflichtiger durch die Schule der Armee gegangen sind, so wuchs mit jedem Jahrgang auch die Erfahrung und das Können der Redaktion und gleichermaßen wuchs die Schar der Leser des Magazins, nicht gerechnet deren Familien- und Freundesanhang. Zugegeben, es war besonders am Anfang äußerst kompliziert, so ziemlich ohne Leitbild im militärischen Bereich den Spielraum beherrschen zu lernen, der zwischen dem „erziehend unterhalten“ und „Unterhaltend erziehen“ lag. Da gab es manche Ecke zu meistern, und es gab hin und wieder sogar Dreck- (Verzeihung) Druckfehler.

Aber immer half dann rechtzeitig die Partei- und Armeeführung und setzte freundlicherweise Journalistenkonferenzen an, große und kleine, versteht sich. So wuchs Wissen, Erfahrung, Anerkennung, Auflage und vor allem Vertrauen.

Deshalb soll mein wichtigstes Wort der großen Leserschaft der „Armee-Rundschau“ gelten, die der Zeitschrift die Treue hält, weil sie sich mit unserer sozialistischen Armee verbunden fühlt.

Vor allem denen, die sich vom Leser zum Schreiber, zum Briefschreiber, wandelten. Erst Dutzende, jetzt Hunderte, Tausende. „Ihrer“ Zeitschrift öffnen sie vertrauensvoll die Herzen, sagen ihre Meinung und erbitten Ratschläge. Kein einziger kam uns anonym oder böse. Alle ehrlich, offen – wie unter Freunden. Ein Postsack voll Vertrauen!

Wenn sich auch die schwarze Journaille westlich unserer Grenzen den hoffnungslosen Versuch nicht verkneifen könnte, durch Lügen dieses Vertrauen anzukratzen.

Das Vertrauen der Menschen rechtfertigen... mit ihnen zusammen Veränderungen herbeiführen... diese Forderung, von Erich Honecker auf dem 13. Plenum erneut erhoben, kann als Grundsatz auch unserem Zwiegespräch mit Lesern vorangesetzt werden!

In diesem Sinne meinen herzlichsten Gruß allen Lesern und Freunden der „Armee-Rundschau“.

**Oberst Richter
antwortet,
ohne
gefragt
zu sein**

Ihr Oberst

Richter



Aufklärer Wichrow

VON BORIS LAWREJOW

Stupsnäsiger und mit breiten Backenknochen, in einem kurzen, fadenscheinigen Mäntelchen mit rötlichem Kragen aus Wollflausch stand er vor dem Hauptmann. Sein rundes Näschen war gerötet vom eisigen Frostwind der trockenen Steppe. Die rissigen, blaugefrorenen Lippen zitterten unauffällig, doch die dunklen traurigen Augen blickten dem Hauptmann aufmerksam und beinahe streng ins Gesicht.

Die Matrosen, die ihn neugierig umringten, bemerkte er anscheinend gar nicht, er schien diese rauhe Welt der erwachsenen, pulvergeschwärzten Männer kaum zu beachten, dieser ungewöhnliche dreizehnjährige Gast der Batterie; sein Schuhwerk war nicht gerade wetterfest: die Füße steckten in grauen Segeltuchschuhen mit abgestoßenen Spitzen; solange der Hauptmann das Begleitschreiben studierte, das ein Melder aus dem Stab des Frontabschnitts zusammen mit dem Jungen übergeben hatte, trat er von einem Bein aufs andere. „... wurde im Morgengrauen in der vordersten Linie durch einen Beobachtungsposten festgenommen...“ seinen Aussagen nach hat er innerhalb von zwei Wochen Angaben über deutsche Truppen im Bereich des Sowchos „Neuer Weg“ gesammelt... wird Ihnen überstellt, da er Angaben machen kann, die für die Batterie von Bedeutung sind...“

Der Hauptmann faltete das Papier zusammen und steckte es in den Aufschlag seines Halbpelzes. Der Junge stand weiterhin ruhig vor ihm und sah ihn abwartend an.

„Wie heißt du?“

Der Junge warf den Kopf zurück, reckte sich und versuchte die Hacken zusammenzuschlagen, doch sein Gesicht verzog sich vor Schmerz. Da sah er erschrocken auf seine Füße und ließ traurig den Kopf hängen.

„Kolja... Nikolai Wichrow, Genosse Hauptmann“, verbesserte er sich dann.

Auch der Hauptmann sah auf die Schuhspitzen des Jungen, er bemerkte die zerschissenen Schuhe und fröstelte unwillkürlich.

„Deine Wassertreter, Genosse Wichrow, sind aber nicht gerade saisongerecht. Hast Eisbeine, wie?“

„Ein bißchen“, gestand der Junge verlegen und traurig ein und senkte den Kopf noch mehr. Er mühte sich aus Leibeskräften, gefaßt zu erscheinen und sich würdig zu halten. Der Hauptmann dachte daran, daß der Junge die ganze Nacht durch in diesen Schuhen über die froststarre Steppe gelaufen war, und zog unwillkürlich seine eigenen Zehen ein in den hohen Filztiefeln. Dann strich er dem Jungen über die lilagefrorene Wange und sagte milde:

„Sei nicht traurig! Wir haben hier 'ne andere Schuhmode... Leutnant Kosub!“

Ein kleiner munterer Leutnant löste sich aus dem Matrosenhäuflein und salutierte.

„Lassen Sie vom Proviantmeister schnellstens ein Paar Filztiefel der kleinsten Schuhgröße, die er am Lager hat, aussuchen und sofort zu mir in die Kasematte bringen!“

Im Laufschrift eilte Kosub, den Befehl auszuführen. Der Hauptmann legte die Hand auf die Schulter des Jungen und sagte:

„Komm' in meine Kiste. Dort wärmst du dich auf, und dann können wir uns unterhalten.“

In der Kommandeurskasematte dröhnte und knisterte ein gut geheiztes Öfchen vor sich hin. Mit einem Feuerhaken stocherte der Stubendienst in den durchsichtigen, in goldene Glut getauchten, halbverkohlten Holzstückchen herum. Rotsige Lichtflecken tanzten über die Wand, als wollten sie einander fangen. Der Hauptmann nahm den Halbpelz ab und hängte ihn auf einen Haken an der Tür, während der Junge im Türrahmen stehenblieb und sich umsah. Ihn mochte wohl dieser gewölbte unterirdische Raum verwundern, der vor Weiße strahlte und vom grellen Lichte einer Petroleumlampe erhellt wurde.

„Leg' schon ab“, schlug der Hauptmann vor. „Bei mir ist's heiß wie am Strand von Artek. Wärm' dich aus!“

Da warf der Junge seinen Mantel ab, legte ihn sorgfältig mit dem Futter nach oben zusammen und hängte ihn, sich auf die Zehenspitzen stellend, über den Pelz des Offiziers. Dieser sorgfältige Umgang mit der Kleidung imponierte dem Hauptmann, der ihn unauffällig beobachtete. Ohne Mantel erwies sich der Junge als recht mager, ja er hatte fast einen Wasserbauch. Das gemahnte den Hauptmann, daß das Kind wohl lange und andauernd hungern mußte.

„Setz' dich! Erst essen wir etwas, dann kommen wir zur Sache. Auf nüchternen Magen wirst du den Mund vielleicht gar nicht aufkriegen.“ So schenkte der Hauptmann eine dicke bunte Steingutgasse bis an den Rand mit einer dunklen aromatischen Flüssigkeit voll, schnitt gemächlich eine Scheibe Brot ab, bestrich sie fingerdick mit Butter und krönte das Ganze mit einer dicken Scheibe Räucherschinken. Fast erschreckt besah der Junge diese gigantische Stulle.

„Keine Angst“, sagte der Hauptmann und schob ihm den Teller hin. „Pack' auch ordentlich Zucker rein!“

Und er rückte ihm eine 6-Zoll-Granathülse voll bläulich glitzernder Zuckerstückchen hin. Der Junge richtete einen forschenden, vorsichtigen Blick auf ihn, wählte ein möglichst kleines Stück aus und legte es neben die Tasse.

„Oho!“ lachte da der Hauptmann. „Das ist gegen die Regel. Wir trinken den Tee anders, Bruder. Bei uns gibt's volle Ladung. So verdirbst du das Getränk bloß.“

Und er ließ einen gewichtigen Zuckerbrocken in die Tasse plumpsen. Plötzlich verzog sich das schmale, hagere Gesicht des Jungen, und große Tränen tropften auf die Tischplatte. Der Hauptmann seufzte schwer, er rückte näher und umfing die mageren, knöchigen Schultern seines Gastes. „Nun aber genug!“ rief er munter. „Laß' die Faxen sein! Was war, das ist vorbei, und hier tut dir keiner was. Weißt du, ich hab zu Hause selber solch kleinen Buben wie du einer bist. Der einzige Unterschied ist der, daß meiner Juri heißt, und du bist eben Kolja. Sonst aber seid ihr einander gleich — habt beide Sommersprossen und auch eine Stupsnase.“

Rasch und verschämt wischte sich der Junge die Tränen aus dem Gesicht.

„Ooch, ich klage ja nicht, Genosse Hauptmann... Und ich bemitleide mich auch nicht selber. Ich halte schon was aus. Aber ich mußte eben an meine Mama denken...“

„Ach so...“ entgegnete der Hauptmann gedehnt. „Also lebt deine Mutter noch?“

„Ja, sie lebt“, erwiderte der Junge mit strahlenden Augen. „Bloß hungern müssen wir. Mama sammelte manchmal nachts bei der deutschen Küche Kartoffelschalen auf. Aber einmal ist der Posten dazugekommen. Er hat sie mit dem Gewehrkolben auf die Hand geschlagen, und nun kriegt sie den Arm kaum hoch.“

Er biß die Zähne zusammen, und aus seinen Augen schwand die kindliche Weichheit. Hart und bohrend wurde sein Blick. Der Hauptmann streichelte ihm den Kopf.

„Laß' gut sein, halte noch ein Weilchen aus. Wir helfen der Mama schon heraus, und den anderen auch. Leg' dich lang, schlaf' dich aus!“

Flehend sah der Junge ihn an.

„Ich möchte nicht... Später. Erst will ich von denen erzählen.“

In seiner Stimme schwang ein derart beharrlicher Ton, daß der Hauptmann nicht mehr auf ihn einredete. Er setzte sich am anderen Tischende nieder und zog seinen Notizblock heraus.

„Na schön, schieß los... Wieviel Deutsche sind im Bereich eures Sowchos einquartiert?“

Der Junge drehte den Kopf hin und her und sagte rasch ohne Zaudern:

„An Infanterie ein ganzes Bataillon. Es sind Bayern. Vom 6. Regiment der 27. Infanteriedivision. Man hat sie von Holland aus hierher versetzt.“

„Oho! Woher weißt du das denn alles?“ forschte der Hauptmann, erstaunt über die prompte und ebenso präzise Antwort.

„Anders kann's nicht sein. Ich hab' doch die Zahlen auf ihren Schulterklappen gesehen. Und hab' gehört, wie sie sich unterhalten. Ich kann nämlich Deutsch, und ich war gut in der Schule... Und vor unserer Schweinefarm steht ein Zug mittelschwerer Panzer. Am Nordrand des Melonenfeldes haben sie Schützengräben ausgehoben, Bewaffnung der Panzer etwa 50-mm-Kaliber. Zwei Feuernester haben sie dort. Haben sich toll befestigt, Genosse Hauptmann. Zehn

Tage lang führen sie Zement dorthin. Im ganzen waren es 100 Lastwagen voll, wie ich vom Fenster aus sehen konnte.“

„Kannst du die genaue Lage der Feuernester angeben?“ fragte der Hauptmann, sich vornüberbeugend. Er begriff allmählich, daß er keinen gewöhnlichen Jungen vor sich hatte, der nur allgemeine Angaben machen konnte, sondern einen sehr scharfäugigen, bewußten und präzisen Aufklärer.

„Natürlich kann ich das... Das erste ist im Melonenfeld, hinter der früheren Tenne, wo das Hügelgrab steht. Und das andere...“

„Stop!“ unterbrach ihn der Hauptmann. „Großartig, daß du alles so genau ausgekundschaftet hast. Aber verstehst du, wir waren noch nie in deinem Sowchos und kennen uns da nicht aus. Wo das Melonenfeld und wo die Tenne ist, wissen wir freilich nicht. Die zehnzölligen Küstengeschütze unserer Batterie sind aber kein Spielzeug, mein Freundchen. Wenn wir so einfach drauflosballern, kann es viele unnütze Scherben geben, ehe wir das richtige Ziel treffen. Dort sind ja auch Menschen von uns... Und deine Mama auch... Könntest du uns das alles aufzeichnen?“

Der Junge warf den Kopf zurück. In seinem Blick lag Hilflosigkeit. „Haben Sie denn keine Karte, Genosse Hauptmann?“

„Eine Karte haben wir schon, aber... kennst du dich denn aus darin?“

„Das fehlte noch“, sagte Kolja ärgerlich. „Mein Vater ist doch Geodäsiefachmann. Ich kann selber eine Karte malen, allerdings nicht sehr genau... Mein Papa ist jetzt auch bei der Armee, ist Kommandeur bei den Pionieren“, erklärte er voller Stolz.

„Na, du bist ja gar kein Junge, sondern eine Fundgrube!“ scherzte der Hauptmann, während er eine 1:25 000-Karte auf dem Tisch ausbreitete. Der Junge kniete sich auf den Stuhl und neigte sich über die Karte. Lange äugte er herum, dann aber hellten sich seine Züge auf, und er wies mit dem Finger auf die Karte.

„Da ist es ja!“ sagte er mit glücklichem Lächeln. „Wie auf der flachen Hand. Was haben Sie für eine schöne Karte! Genau wie ein Plan. Alles ist drauf. Und hier, hinter der Schlucht, ist die alte Tenne.“

Er kannte sich ohne Fehl in der Topographie aus, und bald darauf überzog die Karte ein Netz von roten Kreuzchen, von der Hand des Hauptmanns eingetragen und die festgelegten Ziele angehend. Befriedigt lehnte sich der Hauptmann gegen die Stuhllehne.

„Wunderschön, Koljenka!“ Und er streichelte dem Jungen über die Hand. „Einfach großartig!“ Als fühlte er die unmittelbare Herzlichkeit der innigen Geste, lehnte der Junge einen kurzen Moment lang, gleichsam in die Kindheit zurückkehrend, kindlich zart die Wangen gegen den Handrücken des Offiziers. Wehmütig schüttelte der Hauptmann den Kopf und faltete dann die Karte wieder zusammen.

„Und nun, Genosse Wichrow, heißt es Disziplin halten und schlafen!“

Der Junge widerstrebte nicht. Das reichliche Essen, die Wärme und die soeben beendete Ar-



beit hatten ihn ermüdet. Seine Wimpern zitterten, die Lider fielen ihm zu. Er gähnte wohligh. Der Hauptmann packte ihn aufs Bett und deckte ihn mit dem Halbpelz zu. Im Nu schlief der Junge ein. Nachdenklich stand der Hauptmann über ihn gebeugt und gedachte seines eigenen Sohnes und der Frau. Zum Tisch zurückgekehrt, setzte er sich nieder und berechnete die Ausgangswerte für die Einrichtung der Küstenbatterie. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er die Zeit vergaß. Erst ein leiser Anruf riß ihn aus seiner Beschäftigung. Der Junge saß aufrecht im Bett. sein Gesicht zeigte Unruhe.

„Genosse Hauptmann, wie spät ist es?“

„Schlaf nur! Kümmere dich nicht um die Zeit! Wenn der Krach losgeht, wecken wir dich schon!“ Doch der Junge war zu erregt. Seine Züge verdüsterten sich dunkel im Gesicht. Beharrlich und eilig sagte er:

„Nein, nein! Ich muß doch zurück. Ich hab es

Mama versprochen. Sie wird denken, ich bin tot. Sobald es dunkelt, geh ich los.“

Der Hauptmann war erstaunt. Er hatte nicht einmal zu denken gewagt, daß der Junge vorhatte, diesen schrecklichen Weg durch die nächtliche Steppe, wie er ihn schon einmal überstanden hatte, nochmals zurückzulegen. Der Hauptmann glaubte, sein Gast sei noch schlaftrunken und wisse nicht recht, was er da rede.

„Unsinn!“ sagte er. „Wer wird dich denn da hinauslassen? Wenn du den Faschisten nicht in die Hände fällst, dann kannst du doch im Sowchos unter unseren Beschuß geraten. Meinst du, ich will dich aus Dankbarkeit unbedingt mit Granaten eindecken? Also, red' keinen Unsinn und schlaf!“

Bockig senkte der Junge den Kopf. Er war puterrot.

„Ich gerate den Faschisten schon nicht in die Fänge. Die laufen nachts nicht gern herum. Sie

haben Angst vor der Kälte und pennen. Und ich kenne jeden Weg und jeden Steg ... Bitte, lassen Sie mich gehen!"

Er bat so beharrlich und inständig, fast erschreckt, daß dem Hauptmann für einen Augenblick der Gedanke kam: Wenn diese ganze Geschichte mit dem Auftauchen des Jungen und seinem Bericht nun eine ausgedachte Sache und reiner Betrug ist? Doch als er in die klaren, traurigen Augen des Kindes blickte, schämte er sich seines Verdachts.

„Genosse Hauptmann, Sie wissen doch, daß die Faschisten keinen aus dem Sowchos herauslassen. Wenn sie nun zufällig auftauchen bei uns daheim und ich bin nicht da, dann rächen sie sich an der Mama.“

Aus seinen Worten klang unkindliche Wehmut. Er bangte offensichtlich um das Schicksal seiner Mutter.

„Sei nicht so nervös! Ich weiß Bescheid“, sagte der Hauptmann, während er die Uhr zückte. „Daß du an deine Mutter denkst, ist sehr schön ... Jetzt ist es genau 16 Uhr 30. Wir gehen zusammen zum Beobachtungsposten und überprüfen nochmals alles. Wenn es dunkelt, bringen dich meine Jungen so weit wie möglich heim, das verspreche ich dir. Klar?“

An der Beobachtungsstelle, die sich in der Nähe der Infanteriestellungen befand, setzte sich der Hauptmann an den Entfernungsmesser. Er erblickte die hügelige, mit gelblich-grauem Schnee-

den der Wind in die kleinen Schluchten hinein-gepustet hatte, bedeckte Krimsteppe. Gelbrot wie die Beeren der Eberesche verging der Schein des Abendrots über der Steppe. Die schmalen Streifen der fernen Sowchosgärten dunkelten weit am Horizont. Lange beobachtete der Hauptmann diese Gärten und die weißen Tupfen der über sie herausragenden Gebäude. Dann rief er den Jungen heran:

„Na, schau mal rein! Vielleicht siehst du deine Mama?“

Belustigt über diesen Scherz, beugte sich der Junge vor und neigte sich über das Okular. Langsam drehte der Hauptmann die Horizontaleinstellung, um dem Knaben das Panorama seines Heimatdorfes zu zeigen. Da stieß der Junge plötzlich ein erstauntes „Ach!“ aus, wich einen Schritt vom Fernrohr zurück und zupfte den Offizier am Ärmel.

„Der Starkasten! Unser Starkasten, Genosse Hauptmann! Mein Pionierehrenwort, das ist er!“ Verwundert starrte der Hauptmann in das Glas. Über dem Gespinst kahler Pappelspitzen, über dem grün bemoosten, mit Rostflecken gemusterten Dach dunkelte ein winziges Viereck an einer hohen Stange. Der Hauptmann konnte den Starkasten vor dem Hintergrund der dunkelgrauen Wolkenwand deutlich erkennen. Er hob den Kopf und saß noch einige Minuten lang mit gerunzelten Brauen da. Ein vager Gedanke, der beim Anblick des Starkastens in seinem Hirn auftauchte,

Illustrationen: Gerhard Roppus



nahm immer deutlicher Gestalt an. Er packte den Jungen beim Arm, führte ihn beiseite und redete im Flüsterton auf ihn ein.

„Hast du alles verstanden?“ fragte er dann, als er geendet hatte.

Strahlend nickte der Junge.

Der Himmel wurde schwarz. Mit beißender Kälte wehte der Winterwind vom Meer herüber. Der Hauptmann führte den Jungen den Meldegang entlang bis an die vordere Linie. Dort berichtete er dem Kompaniechef in knappen Worten das Wichtigste und bat, man möge den Jungen behutsam bis an die Zugangswege des Sowchos hinführen. Zwei Matrosen tauchten mit dem Knaben in der Dunkelheit unter, und der Hauptmann sah ihnen hinterher, bis er die neuen Filzstiefel, die man auf seinen Befehl aus der Kleiderkammer gebracht hatte, nicht mehr schimmern sah. Stille. Der Hauptmann lauschte angespannt, ob nicht plötzlich Schüsse knatterten. Etwa eine halbe Stunde wartete er so, dann kehrte er in seine Batterie zurück.

Nachts konnte er nicht schlafen. Er trank viel Tee und las. Gegen Morgengrauen ging er zur B-Stelle. Und sobald im grauen fahlen Morgenschein das dunkle Viereck an der hohen Stange zu erkennen war, fand er die große Ruhe, die er im Gefecht besaß. Er gab Feuerbefehl. Schwer und wuchtig dröhnte die erste Einschußsalve über die Steppe. Lange hallte die Luft über die Einöde. Der Hauptmann spähte unablässig ins Fernrohr und beobachtete, wie der Starkasten an der hohen Stange schaukelte. Zweimal... und nach kurzer Pause nochmals.

„Weitschuß. Also mehr nach rechts“, entschlüsselte der Hauptmann dieses Signal und befahl Korrektur für den nächsten Schuß. Diesmal bewegte sich der Starkasten nicht, und so ging der Hauptmann zum Schießen aus beiden Rohren über. Mit dem gewohnten Scharfblick des Artilleristen sah er, wie in einer Explosionswolke Betonbrocken und Balken durch die Luft flogen. Er lachte kurz auf und verlegte das Feuer nach drei weiteren Salven auf das nächste Ziel. Und wieder führte der Starkasten mit ihm vertrauliches Gespräch in einer nur ihm verständlichen Sprache. Als drittes Ziel wurde unter Beschuß genommen, was auf der Karte als Treibstoffbasis und Munitionslager durch ein rotes Kreuzchen gekennzeichnet war. Diesmal erfaßte der Hauptmann sein Ziel mit einer einzigen Salve. Schon erhob sich über der Horizontlinie ein breiter Streifen fahler Flammen. Wie eine riesige, sich kräuselnde Haube, aschgrau, braun und von unten her scheinbar von Blitzen erhellt, stieg der Qualm auf. In den Rauchschwaden ging alles unter – das Dorf, die Dächer und das Viereck an der Stange. Die Explosion erschütterte den Boden wie ein Erdbeben, und voll Unruhe dachte der Hauptmann an das, was er da im Sowchos angerichtet haben mochte. Da piepste der Summer des Feldtelefons los. Die vorderste Linie bat um Feuereinstellung. Die Matrosen gingen zum Angriff über, und die ersten fielen bereits in die gegnerischen Stellungen ein. Da übergab der Hauptmann dem Leutnant Kosub das Kommando, sprang auf ein bereitstehendes Krad und raste ungedeckt los, übers freie Feld. Ungeduld

trieb ihn vorwärts. MG-Geknatter und Granateinschläge drangen vom Sowchos herüber. Von der Übermacht und Präzision der Feuerstöße der Batterie überwältigt, verteidigten sich die ihrer Stützpunkte beraubten Faschisten nur schwach und wichen zurück. Der Hauptmann ließ das Krad achtlos stehen und rannte übers offene Feld zum Dorfrand, zu jener Stelle, an der am Vorabend noch jedes sich zeigende menschliche Wesen einen Bleiregen ausgelöst hätte. Leuchtend-rote Signalflaggen, die am Dorfausgang flatterten, kündigten den Abzug des Gegners an. Über den Gärten standen silbrige Rauchschwaden brennenden Benzins, dumpf dröhnten die Detonationen der Munitionsvorräte. Eilends strebte der Hauptmann auf das Dach zu, das inmitten der zerzausten Pappeln grün leuchtete. Schon von weitem erblickte er die in ein dunkles Tuch gehüllte Frau an der Gartenpforte. Sie hielt den Jungen an der Hand. Als Kolja den herbeieilenden Hauptmann erkannte, rannte er ihm entgegen. Noch im Laufen fing ihn der Offizier auf, hob ihn hoch in die Luft und küßte ihm dann Wangen, Mund und Augen. Doch Kolja mochte in diesem Moment kein kleiner Junge mehr sein, er stemmte die Arme aus Leibeskräften gegen die Brust des Hauptmanns und riß sich ausdessen Umarmung. Da ließ der Hauptmann ihn los.

Der Junge trat einen Schritt zurück und meldete, die Hand an der Pelzmütze, mit unverhohlenem Stolz:

„Genosse Hauptmann, der Aufklärer der Batterie, Nikolai Wichrow, hat seinen Kampfauftrag erfüllt!“

„Bist ein Prachtkerl, Nikolai Wichrow!“ sagte der Hauptmann anerkennend. „Ich danke für den erwiesenen Dienst!“

Die hinzutretende Frau mit dem fahlen Blick und einem müden Lächeln um die Mundwinkel reichte dem Hauptmann schüchtern die Hand. „Guten Tag! Er hat ja so auf Sie gewartet! So ungeduldig war er... Wir erwarteten Euch alle sehr. Vielen Dank, Ihr Lieben!“

Sie verneigte sich in altrussischer tiefer Verbeugung vor dem Hauptmann. Kolja wandte den Blick von der Mutter zum Offizier und lächelte. „Hast deine Sache großartig gemacht!... Aber es war bestimmt schrecklich da oben auf dem Dachboden, als ringsum die Granaten einschlugen, ja“, forschte der Hauptmann, den Jungen wieder an sich ziehend.

„Oje! Ganz schlimm war's, Genosse Hauptmann!“ gestand der Junge ehrlich und naiv. „Wie die ersten Granaten einschlugen, hat alles gewackelt, wir dachten, es geht alles aus den Fugen. Ich wäre fast vom Boden runtergeflüchtet, aber dann habe ich mich geschämt. Ich hab gezittert, aber ich sagte mir: Bleib mal schön sitzen! Hast ja kein Recht zum Davonlaufen! Na, und dann hab ich gegessen, bis das Munitionslager in die Luft ging... Aber wie ich dann 'runter gekommen bin, weiß ich nicht mehr.“

Der übergroße Ansturm der auf ihn einwirkenden Empfindungen machte ihn ganz verwirrt, und so barg er sein Gesicht im Halbpelz des Offiziers, dieser kleine Dreizehnjährige, ein Held.

(1943)

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Und das machen die



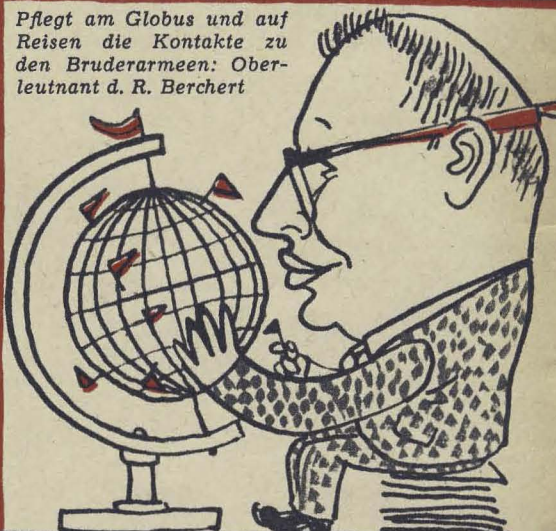
Schießt scharfe und ganz „scharfe“ Bilder: Major Gebauer



Auch als Sportredakteur immer noch am Ball: Major Wirth



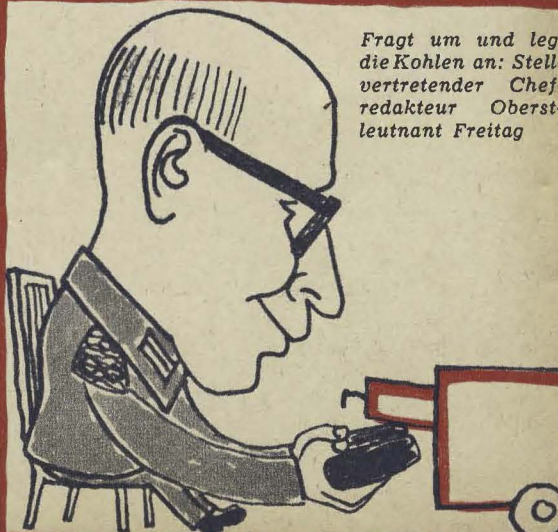
Pflegt am Globus und auf Reisen die Kontakte zu den Bruderarmeen: Oberleutnant d. R. Berchert



„Seitenstrickereien“ im Redaktionssekretariat: Lieselotte Standke



Fragt um und legt die Kohlen an: Stellvertretender Chefredakteur Oberleutnant Freitag

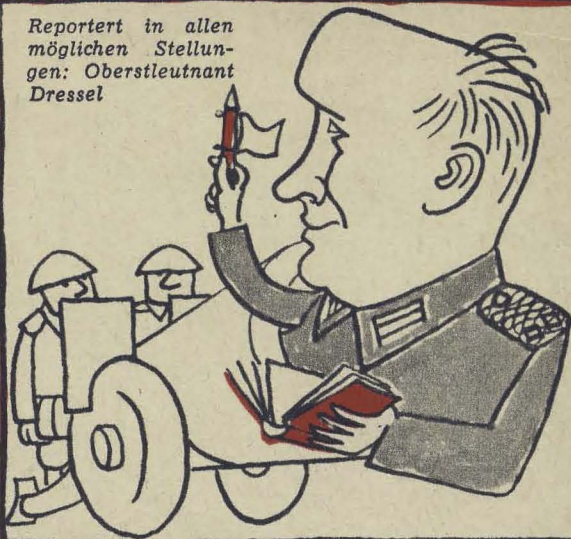


nun schon 10 Jahre



Sägt mit am Ast des westdeutschen Militarismus und verwandelt sich des öfteren in einen schlauköpfigen Spatz: Major Huth

Reportert in allen möglichen Stellungen: Oberstleutnant Dressel



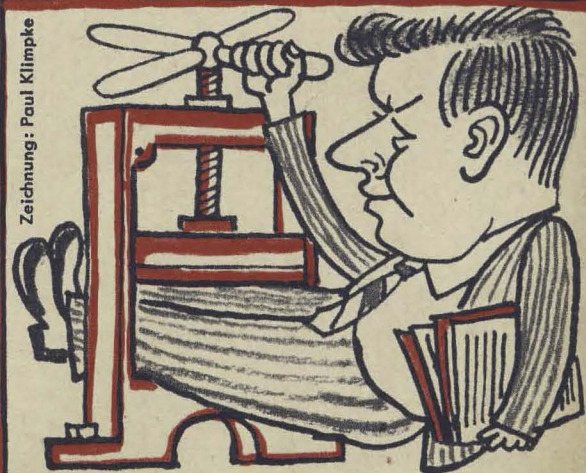
Hegt die Literatur und den literarischen Soldaten-Nachwuchs: Hauptmann Kitzing



Bietet den Musen eine militärische Heimstatt: Major Seiffert



Bereitet aus vielen Zutaten ein bekömmliches Menü: Chefredakteur Major Usczeck



Zeichnung: Paul Klimpke

Immer in Druck: Redaktionssekretär Günter Peukert

1000,00 MDN
Preis ausschreiben

Hauptgewinn	500 MDN
ferner: 4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN
an 30 Gewinner 1000 MDN	

Rückseite des Fotos.
Eintragung im „Tagebuch“.

Schwere Trennungskunde!
kann sehen wir uns wieder, Lieber?
Seine Marianna

7. bis 9. Oktober 1966 —
wird glückliche Zeit!

9 Sonntag

SA 6.13 MA — —
SU 17.20 MI 16.03

13 Donnerstag

Abschied von Marianna:
Aber nur für zwei Wochen!

282. — 280. Tag
42. Woche

10 Montag

14 Freitag

Ein Tag ist schon herum

11 Dienstag

15 Sonnabend

Ob wir morgen schlafen?

12 Mittwoch

11.10.1966 Eintragung
12.10.1966

Das falsche Alibi

Nahezu reglos hatte die dunkle Gestalt im Schatten des Hausflures ausgeharrt. Als sie jedoch die festen Schritte des Näherkommenden vernahm, huschte sie lautlos durch den Vorgarten des Hauses.

„Halt! Stehenbleiben!“ donnerte da Hauptfeldwebel Krüger mit befehlsgewohnter Stimme. „Was machen Sie hier in meinem Garten?“ Eine Taschenlampe flammte auf und gab Krügers forschenden Augen das schreckverzernte und

angstgebleichte Antlitz eines jungen Mannes preis.

„Ver... verzeihung!“ stotterte der. „Ich habe mich nur in der Hausnummer geirrt – ich wollte nebenan zu Müllers.“

Ungläubig betrachtete ihn der Hauptfeldwebel; dann glomm der Widerschein plötzlichen Erkennens in seinen Augen auf, und unvermittelt packte er den anderen am Jackett. „Bürschlein“, grollte er drohend. „Wir kennen uns doch. Du stellst meiner Schwester nach. Und hast du mir nicht auch am letzten Sonntagnachmittag eine Scheibe eingeworfen, mit einem Stein, um den ein Briefchen gewickelt war?“

„Ich bitte Sie“, meinte da der so heftig Angegriffene mit gespielter Empörung. „Letzten Sonntagnachmittag war ich gar nicht hier. Nach achtzehn Uhr bin ich erst in B. losgefahren. Bitte, überzeugen Sie sich.“

Mit diesen Worten packte er seine Briefftasche aus und brachte ein Foto sowie einen Taschenkalender zum Vorschein. „Das Foto hat mir meine Freundin Marianne geschickt. Gestern erst ist es angekommen. Sie hatte es am Sonntag mittels Selbstauslöser geknipst. – Und der Kalender ist so eine Art Tagebuch von mir.“

Aufmerksam sah sich Krüger die seltsamen Beweisstücke an. Dann lachte er höhnisch: „Hatte ihm doch sein Widersacher damit einwandfreie Indizien geliefert, die bewiesen, daß der faustdick gelogen hatte.“

„Na, mein Herr, Sie werden die Scheibe wohl doch bezahlen müssen“, meinte er fast fröhlich. „Einen Hauptfeldwebel legt man nicht so schnell aufs Kreuz!“

Woran hatte er die Fälschung eindeutig erkannt?

Senden Sie Ihre Lösung bis zum 4. Dezember 1966 an die Redaktion „Armee-Rundschau“, 1055 Berlin, Postschießfach 7986.

Unter den Einsendern richtiger Auflösungen werden die Gewinner unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los ermittelt.



Zweifelloos in B. aufgenommenes Foto (hier im Ausschnitt). Die männliche Person ist der Beschuldigte.

Auflösung Nr. 9/1966 1000-MDN-Preisausschreiben

Die richtige Lösung klanderte unser Leser Burkhard Ogrzewalla aus Rostock in nette Reime:

1. Er spielt zwar hier den Kavaller, doch **FECHTEN** das ist sein Metier.
2. Nicht Aofel sind des Längen Fall, er trainiert für **BASKETBALL**.
3. Es lohnt nicht, Endo zu kopieren, dafür weiter **GEWICHTHEBEN** trainieren!
4. Versucht ihm doch mal einzuscharfen, daß dies kein Training für's **HAMMERWERFEN**!
5. So schön die Sportart **TURNEN** ist, doch solch ein Bückling paßt hier nicht.

Glückliche Preiřsgewinner wurden:

500,- MDN:

Funker D. Bärtsch, Königswusterhausen

Je 50,- MDN:

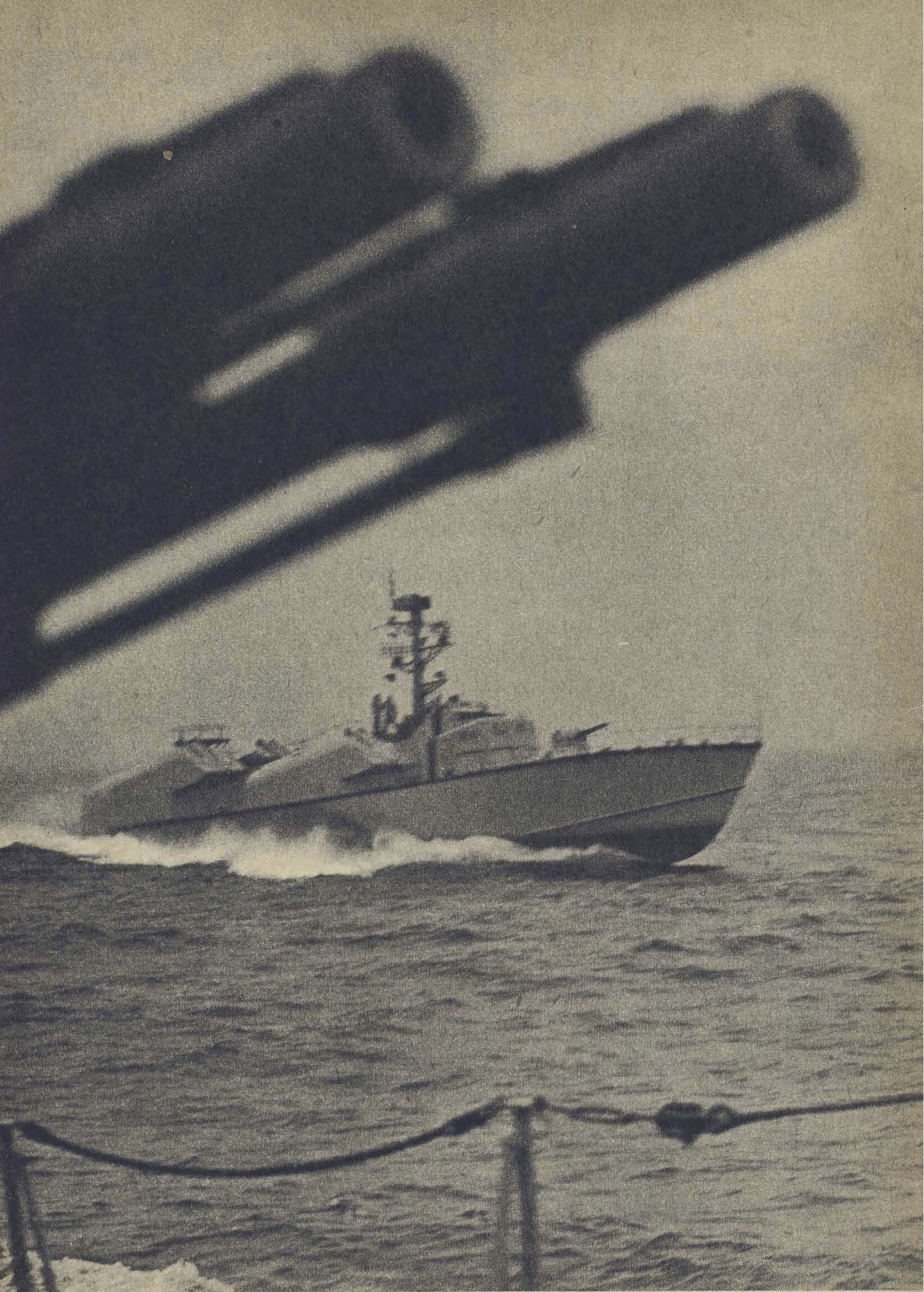
Rita Zmudzinski, Gerwisch; Winfried Florian, Rostock; Soldat Werner Nitzsche, Weidenbach; Gefreiter Jürgen Schmidt, Freilshagen

Je 20,- MDN:

Soldat Michael Herrmann, Halle; Barbara Losse, Halle; Ottmar Bauchrowitz, Döbeln; Joachim Klauke, Dresden; L. Busch, Jöhnsbach

Je 10,- MDN:

Elke Tempel, Wildau; Funker Achim Winter, Königswusterhausen; Ofrz.-Sch. Joachim Wiemann, Zittau; Soldat Peter Knapp, Berlin; H. Krugmann, Schwedt/O.; Ofrz.-Sch. P. Stolz, Strausberg; Burghard Ogrzewalla, Rostock; Gefreiter Klaus Worm, Rothenburg; Günter Preuschhoff, Berlin; Ofrz. R. Mickon, Torgelow; Matrose Hans-Günter Rümmler, Rostock; Gefreiter Bernd Krauß, Stallberg; Soldat Jürgen Sonne, Tiefenbrunn; Maat.-Sch. Klaus Dieter Schmadtke, Stralsund; Stabsmatrose Alfred Meyer, Rostock; Hans Schubert, Dresden; Kanonier Lilly Harke, Berlin; Winfried Rohde, Berlin; Uwm. Günter Scheer, Berlin; Gefreiter Manfred Kowarsch, Weißenfels



Der Bindfadenregen will und will nicht aufhören. Er ist den Männern auf der Brücke ein unliebsamer Begleiter, der ihre Arbeit erschwert. ►



Raketenangriff

Raketenschnellboote greifen an. Mit hoher Geschwindigkeit jagen die kleinen, flinken Boote auf dem Wasser dahin. Kein Mann an Oberdeck. Plötzlich öffnen sich die Hangars, in denen die Flügelraketen auf ihren Startschienen liegen. Ein greller Feuerstrahl blitzt auf. Das Boot ist vorübergehend in eine dicke Rauchwolke gehüllt, die im Fahrtwind zerfliegt. Der silbergraue „Vogel“ verläßt fauchend die Startrampe, steigt donnernd steil in die Höhe. Nach wenigen hundert Metern Flug fällt das Starttriebwerk herab. Die Rakete pendelt sich auf ihren Kurs ein und rast ihrem Ziel entgegen.

Auch unser Boot pflügt die See. Hart schneidet der Bug die Wellen. Auf der Kommandobrücke, dem Hauptbefehlsstand, bläst scharf der Fahrtwind. Er peitscht uns den Regen ins Gesicht, der schon seit Stunden niedergeht. Wir müssen die Augen zusammenkneifen, damit wir etwas sehen können. Oberleutnant Rolf Plumhoff, der Kommandant, stülpt sich die Kapuze seines orangefarbenen Kampfanzugs über den Kopf. Wann werden wir angreifen? Noch ist dazu kein Befehl gegeben.

Ich blicke nach rückwärts auf die Hangars. Vier Startanlagen haben wir an Bord. Die Raketen mit großer Reichweite und Treffsicherheit verleihen dem Boot eine enorme Kampfkraft. Dazu

gestattet die Funkmeßausrüstung eine „Sicht“ über viele Seemeilen. Wichtige Arbeitsgänge beim Start der Rakete und beim Fahren des Bootes sind automatisiert. Mit seiner Manövrierfähigkeit und Schnelligkeit ist unser Boot in engen, flachen Gewässern anderen bekannten Raketenträgern überlegen.

Plötzlich schrillt ein Glockensignal durch das Boot. Gefechtsalarm!

„Klarmachen zum Raketenangriff!“ ruft Leutnant Lau, der Gehilfe des Kommandanten, in das Kehlkopfmikrophon seiner Kopfhäube. In schneller Folge dringt eine ganze Serie weiterer Kommandos an mein Ohr, und ich habe Mühe, wenigstens einige vollständig zu verstehen:

„... Stopper von den Rudern!... Stecker III/1 überprüfen und verbinden!... Hangare öffnen!... Zielsuche im Sektor X-Y!...“

Die Männer auf der Brücke sind jetzt emsig beschäftigt. Ich klemme mich in eine Ecke, um sie nicht zu behindern.

„Gegnerischer Schiffsverband im Planquadrat X-Y! Raketenangriff! Personalbestand unter Deck!“

Wir verschwinden im Ruderhaus, wo sich der Reservebefehlsstand befindet. Die Luken werden geschlossen. Durch ein Seitenfenster sehe ich, wie sich die Klappe eines Hangars öffnet. Kühn



In der Vorstartkontrolle. Obermaat Walter Kulnick, der Waffenleitmeister, überprüft mit seinen elektronischen Geräten die Startbereitschaft der ersten Rakete.

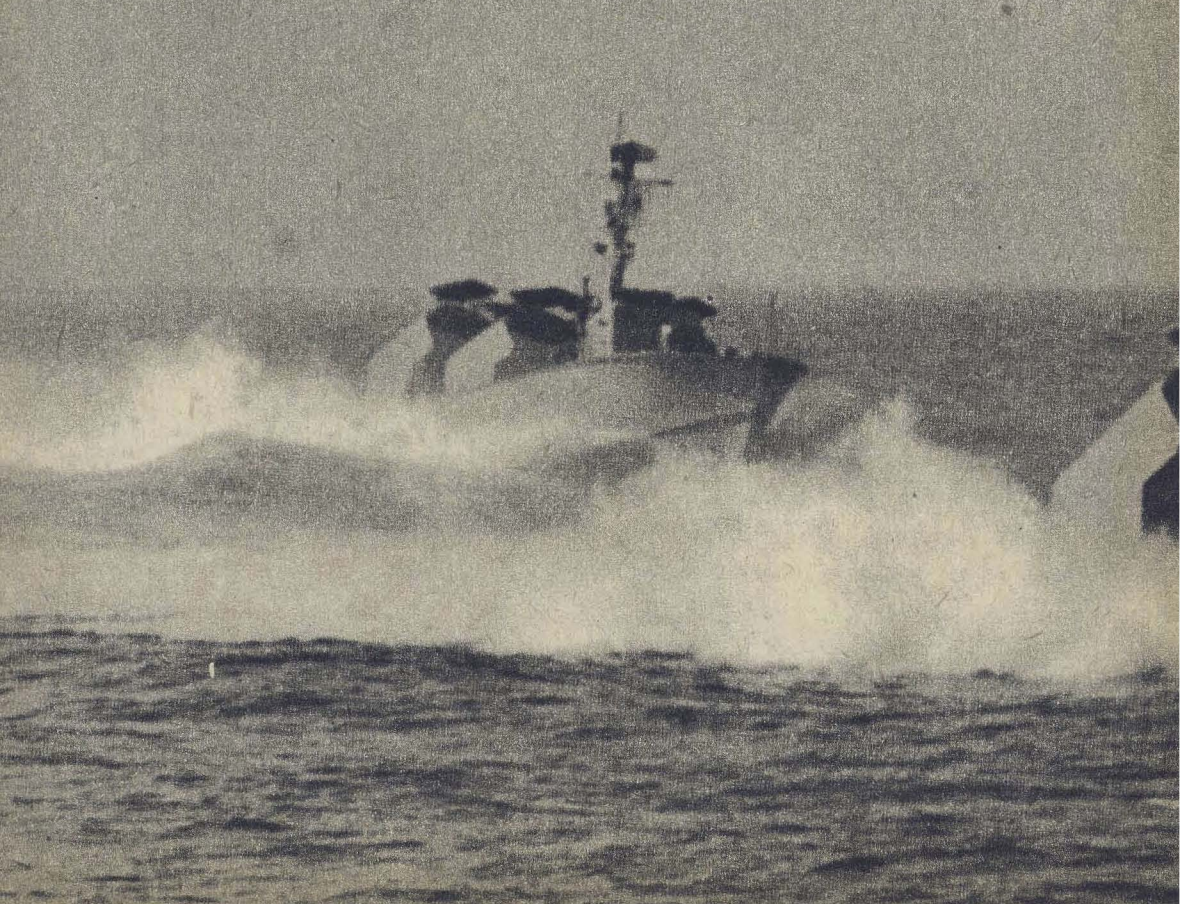
Raketenangriff. Ohne sich selbst in den Feuerbereich der gegnerischen Sicherungsfahrzeuge begeben zu müssen, greifen die kleinen, flinken Raketenschnellboote an.

reckt der silbergraue „Vogel“ seinen Kopf gegen den Fahrtwind.

Indessen haben die Männer in den einzelnen Gefechtsstationen ihre Geräte geschaltet. Für sie beginnen jetzt Minuten angestrengter Arbeit. Ich winde mich durch einen Niedergang in die Vorstartkontrolle, eine enge Kabine unter Deck. Vor einer Wand von elektronischen Geräten, einem Gewirr von Hebeln, Schaltknöpfen und Skalen, sitzt Obermeister Walter Kulnick, der Waffenleitmeister. Mit Hilfe automatischer Einrichtungen überprüft er die Arbeitsbereitschaft aller Anlagen der ersten Rakete: Starttriebwerk, Höhen- und Seitenruder, Zünder ... Hände und Blicke des Obermaaten wandern flink hin und her, auf einen Hebel, auf einen Knopf, auf eine Skala. Nacheinander geht er alle Aggregate durch, liest deren Meßwerte ab, prüft sie auf ihre Richtigkeit. Zur späteren Kontrolle schreibt der Waffenleitgast die Werte auf ein Kontrollblatt. Nach wenigen Minuten hat er seine Arbeit getan. Alle erforderlichen Werte liegen in der Norm. „Vorstartkontrolle beendet!“ meldet Obermaat Kulnick zum HBS.

Nun beeile ich mich, um in die Funkmeßkabine zu gelangen; denn dort wird eine weitere wichtige Vorarbeit zum Raketenstart geleistet. Eng geht es hier zu, noch enger als in der Vorstartkontrolle.

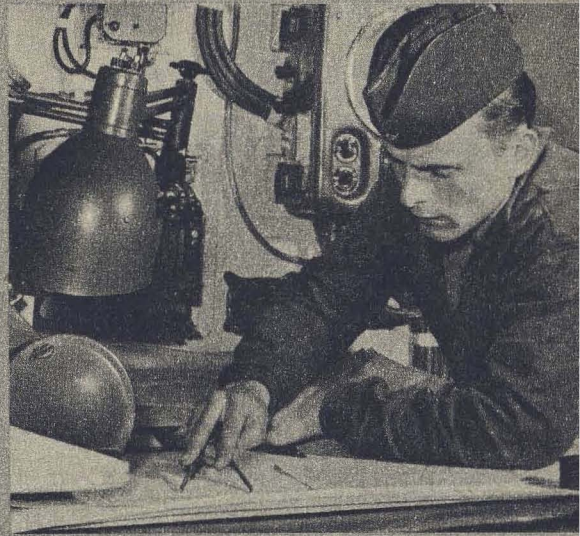
Send- und Empfangsanlagen, links daneben ein elektronisches Rechengerät. Obermaat Klaus Lehmann, der Funkmeßmaat, schaut auf zitternde





Obermaat Klaus Lehmann an seinen Sichtgeräten in der Funkmeßkabine. Seine Aufgabe ist es, die Rakete auf das Ziel zu richten und die Startwerte zu ermitteln.

Zirkel, Lineal und Bleistift sind die „Waffen“ des Navigators Stabsmatrose Sommer. Mit ihnen überwacht er auf der Karte ständig den Kurs unseres Bootes.

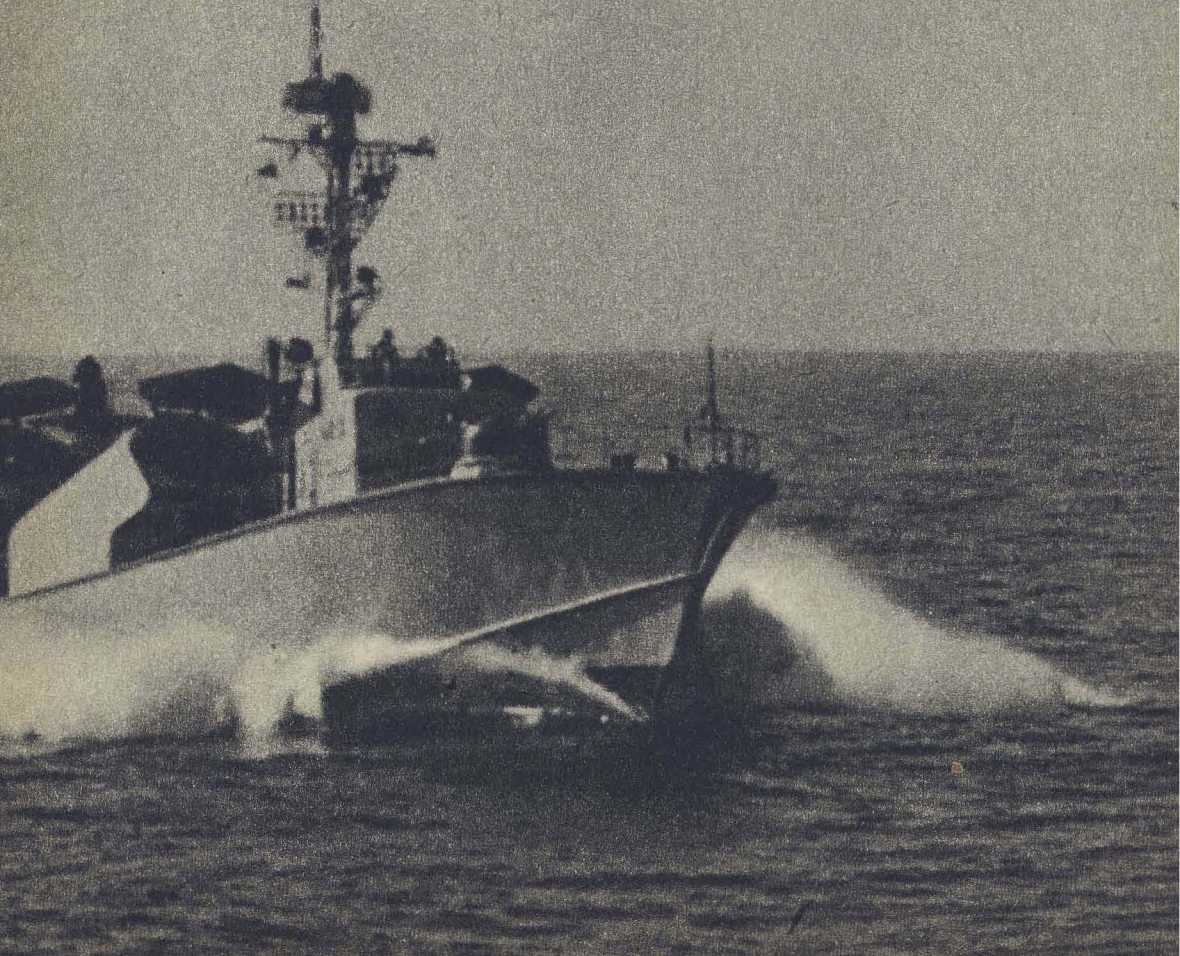


Zeiger und grünlich fluoreszierende Zeichen auf dem Bildschirm. Kleine und große Flecken und Linien – Küstenlinien, Nebelschwaden und Schiffseinheiten, die in der Umgebung liegen. Eines von ihnen ist das Ziel. Aber welches?

Mit der Hand schirmt Obermaat Lehmann den Rundsichtindikator ab, um das Ziel besser ausmachen zu können. Da hat er es, meldet es zum HBS.

„Ziel genauer verfolgen!“ kommt es von dort zurück.

Der Obermaat schaltet den Feinsichtschirm ein. Ein vergrößerter Ausschnitt des Zielgebietes





Das Boot läuft auf Angriffskurs. Oberleutnant Plumhoff, der Kommandant, hat den „Gegner“ im Visier. Sein Daumen liegt schon auf dem Startknopf . . .

„Erste Rakete – Start!“ Die modernen technischen Anlagen des Bootes ermöglichen den Start auch bei komplizierten meteorologischen Bedingungen.

wird sichtbar. Der „Gegner“ ist jetzt deutlich zu erkennen. Ihn muß er nun in den Visierwinkel des Gerätes dirigieren.

Wieder und wieder bedient der Obermaat Knöpfe und Hebel. Die Zeiger des Rechengerätes vibrieren. Das Rechengerät, gewissermaßen Herzstück des Bootes, schluckt die verschiedenen Angaben, wie Zielentfernung, Peilung, Bewegung des eigenen Bootes und des Zieles, Windrichtung und -geschwindigkeit. Die umgerechneten Werte gehen an die Rakete und an den Kommandanten. Ein wahres Wunderwerk der modernen Militärtechnik.

Das Ziel befindet sich im Visier. Das Gesicht des Obermaaten entspannt sich. Doch halt! Wandert das Ziel auch nicht wieder aus? Prüfend sieht er einige Sekunden auf den Bildschirm, dann aufs Rechengerät. Alles in Ordnung! Und die Werte? Der Funkmeßgast hat sie sorgfältig notiert.

„GS 4 an HBS – Gefechtskurs erarbeitet!“

Den Start möchte ich im HBS erleben. Also nichts wie hin! Oberleutnant Plumhoff steht an seinen parallel geschalteten Geräten und starrt auf den Bildschirm. Er fährt den letzten Teil des Angriffes alleine.

Über dem Startpult leuchtet in unregelmäßigen Abständen ein Lämpchen auf; es zeigt an, wann das Boot bei seinem Wellenritt die richtige Lage einnimmt. Abwechselnd schaue ich auf das Lämpchen, dann auf den Kommandanten. Dessen Hand gleitet jetzt fast mechanisch zum Startpult, der Daumen sucht den Startknopf. Der Kommandant sieht nochmal auf den Bildschirm, dann auf das Lämpchen. Da ist wieder das Lichtsignal. Ein Druck auf den Startknopf.

„Erste Rakete – Start!“

Oberstleutnant R. Dressel



Schwarzbraun ist die Haselnuß, besungen von marschierenden Bundeswehrkolonnen dieses Herbstes 1966. Schwarzbraun ist das Militärbündnis zwischen den politischen Schwarzkutten der CDU und deren brauner Vorhut, der NPD (Nationaldemokratischen Partei Deutschlands).

Besungen hinter verschlossenen Türen, werden seine Töne noch nicht gebunden gespielt, um ihnen etwas von ihrer Dauer zu nehmen. Dem musikalischen Grundbegriff zufolge ist demnach „staccato“ die bevorzugte Strichart. Schwarzbraunes Stakkato! Doch bleiben wir bei der Musiklehre: „Drei, vier – ein Lied!“

Mattscheiben-a cappella

Sie zertrampeln schier die Mattscheibe mit ihren „demokratischen Kommißstiefeln“, während sie zum „deutschen Tor hinaus“-marschieren. Der westdeutsche Fernsehabend des 26. August 1966 wird durch ein singendes Bundeswehrbataillon auf antikommunistische Hochform getrimmt.

Auf Nimmerwiedersehen am Oderstrand!
Lied aus!

Hassel-Kontrapunkt

„Kontrapunkt. (Lat. punctus contra punctum = Note gegen Note): Die selbständige Führung der Stimmen innerhalb eines mehrstimmigen Tonsatzes, wobei diese als aufeinander bezogene Melodielinien – jede in ihrem Eigencharakter – durchgeführt werden.“

So lehrt es das Musik-Lexikon. Kaum zu glauben jedoch, daß der Oberscharführer der Waffen-SS Herbert Löbnitz auf diese Feinheiten eingestimmt ist, tanzte er doch ein (Nazi-) Jahrtausend lang nach der Pfeife seines „Führers“, um heute selbst ein „Führer“ zu sein: Er wurde auch mit den Stimmen der Soldaten der Ausbildungskompanie 13/4 und des Panzerbataillons 244 aus der Schochkaserne zum NPD-Stadtrat von Landshut gewählt. Seine Tonlage offenbarte er in der Münchner Illustrierten „Quick“ vom 3. 4. 1966: „Es wäre eine Aufgabe für das statistische Bundesamt, einmal festzustellen, wie viele

Schwarzbraunes
Stakkato



A cappella, ohne Instrumentalbegleitung, dröhnt es aus dem Lautsprecher:

„Wir seh'n uns wieder, mein Schlesierland! Wir seh'n uns wieder, am Oderstrand!“

Bundeswehr am Oderstrand? Das bedeutete Aggression von der Elbe an, das bedeutet den Countdown (Herunterzählen der einzelnen Mechanismen bis zum Raketenabschuß) von „Sergeant“-Bataillonen auf Leipzig, Dresden und Greifswald. „Wir seh'n uns wieder, am Oderstrand“?

Die Kamera blendet ab, verschweigt das Ende vom Lied, ein Ende, das schon einmal gefilmt wurde; 1941 vor Moskau, 1943 an der Wolga und 1945 an der Spree. Nur, daß sich die Operateure im Wiederholungsfall nicht an die Spree bemühen müßten oder gar nach Moskau. Heutzutage werden Aggressoren in die eigene Erde beißen müssen.

Juden wirklich umgekommen sind. Sechs Millionen, das ist doch nicht wahr!“

Woanders in Bayern tragen die Nazis der Einfachheit halber bereits Uniform. So schoß sich der Hauptmann Ulrich Horner bei den bayrischen Gemeindewahlen mit dem Rückstoß seiner Truppe in den Gemeinderat der fränkischen Stadt Roth bei Nürnberg. Roth beherbergt ein Luftwaffen-Ausbildungsregiment, ist Garnison wie Altstadt-Schongau, Bayreuth und Bad Reichenhall, wo die NPD-Marschierer mit einem Stimmanteil bis zu 7 Prozent in die Gemeindeparlamente vorrückten und hinter sich eine siebenfach größere Gefolgschaft wußten, als in Nicht-Garnisonsstädten.

NPD-Einbruch auf der ganzen Linie, mit Parolen, die immer um drei Zähne schärfer sind als die der „Inneren Führung“ der Bundeswehr. Die amtliche Version von „NATO-Integration“

wird NPD-amtlich zur Forderung gesteigert, daß die Bonner Söldner „höchster deutscher Kommandogewalt unterstehen müssen.“ Nichts anderes als gerade dies verkörpert der neue Oberkommandierende aller Streitkräfte des europäischen NATO-Mittelabschnittes, Generalleutnant Graf von Kielmannsegg.

Die Erhard-Parole vom „Wir sind wieder jemand! Wir haben wieder Macht!“ lautet im NPD-Jargon: „Ein seines eigenen Wertes und seiner nationalen Würde bewußtes Volk.“

Des Kriegsministers von Hassel Forderung:

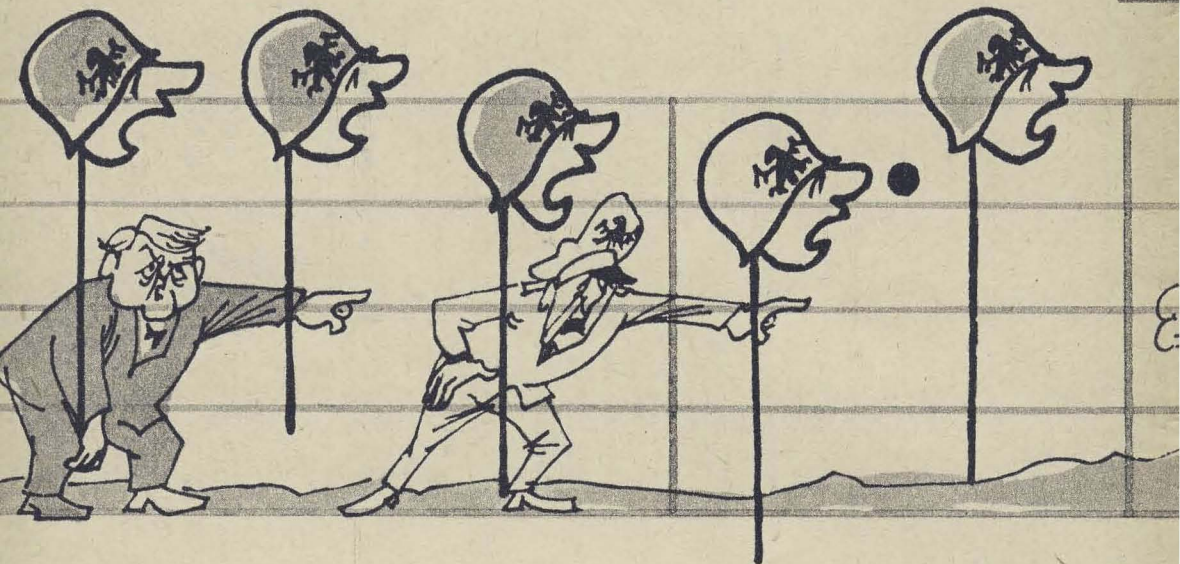
„Unsere Gebietsforderungen gehen bis weit hinter die Oder-Neiße-Linie!“, liest sich NPD-braun angestrichen als „Anspruch auf die Gebiete, in

ten Wehrbeauftragten Heye mit den Waffen von übermorgen paart).

In den Ausbildungsbemerkungen 3/65 heißt es erklärend zum Traditionserlaß:

„Es bestehen keine Bedenken, Bilder – meist Fotos – hervorragender Heerführer, Truppenführer oder Soldaten des zweiten Weltkrieges im Original aufzuhängen, auch wenn auf diesen Bildern zwangsläufig Hoheitsabzeichen oder Orden des Dritten Reiches in ihrer ursprünglichen Form sichtbar sind.“

Zum Traditions-Kolorit von Bundeswehrkasernen gehören prompt die SS-Generale Sepp Dietrich und Steiner. In den Fliegerhorsten frönt man dem Kult um das Nazi-Jagdflieger-As Mölders, das in der offiziellen „Information für die



denen das deutsche Volk seit Jahrhunderten gewachsen ist.“

Man führt die Stimmen selbständig und singt mehrstimmig, aber die Stimmen werden als „aufeinander bezogene Melodielinien, – jede in ihrem Eigencharakter – durchgeführt.“ Kontrapunkt!

Mölders-Kanon

Auf Traditionspirsch aus, haben die Generale der Bundeswehr schon so manchen (tiefbraunen) Bock geschossen, deren größter sich „Traditionserlaß“ nennt, eine Generalhegeerlaubnis für den Geist von gestern (der sich laut dem geschaß-

Truppe“ vom November 1965 als leuchtendes Vorbild gepriesen wird. „Der Lebenslauf“ – siehe eine Leserzuschrift an die „Kieler Morgenzeitung“ vom 19. 5. 1966 – „triff förmlich von Warmherzigkeit und blauen Augen. Sämtliche Abschüsse dieses Jagdflegers und späteren Generalinspektors seiner Waffengattung wurden erwähnt. Keine Auszeichnung, keine Beförderung verschwiegen man...“ Kantengleich stimmte die Lobeshymne der „Information für die Truppe“ mit einer Biographie des Nazi-„Helden“ aus dem Goebbels’schen „Völkischen Beobachter“ vom 24. 11. 1941 überein.

Das Musik-Lexikon sagt „K“ zu so was, K wie Kanon; wir lesen: „Kanon (griechisch) strengste Form der Nachahmung.“

Lauers Solo und Leitmotiv

„Solo (it.) Musikstück oder Teil daraus, dessen Melodie von einem Instrument bzw. einer Gesangsstimme allein ausgeführt wird.“

Ein Nazi-Solo blies der Bundeswehr-Reserveleutnant Peter Lauer auf dem diesjährigen Parteitag der NPD in der Karlsruher Schwarzwaldhalle mit der Goebbels-Parole: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ und forderte NPD-gemeinnützig noch engere Beziehungen zwischen Bundeswehr und NPD, wohl nach dem Muster Putlos. In dieser schleswig-holsteinischen Garnison regiert der Hauptmann Nitzsche als NPD-Pressereferent und ist dabei, eine NPD-Kreisjugendgruppe aufzuziehen, die man vor tausend (Nazi-) Jahren

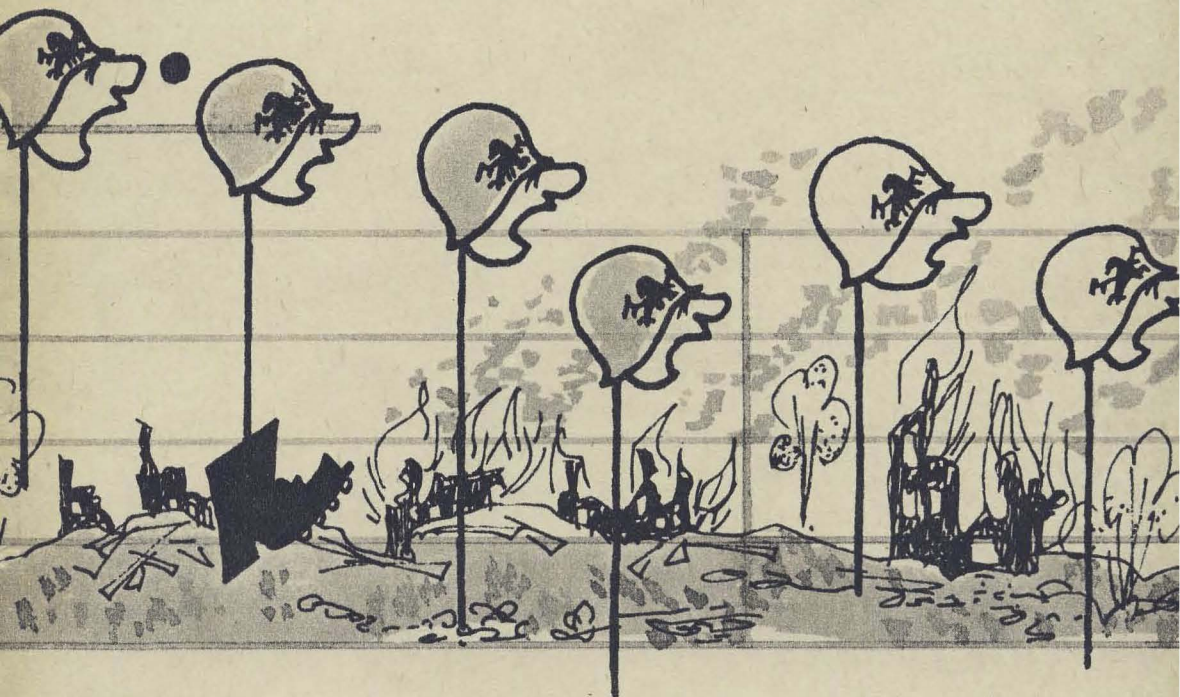
höher, Kameraden! Wir fühlen nahen unsere Zeit, die Zeit der jungen Soldaten!“

Wie das „Wiking“-Solo zum Leitmotiv, zum „Symbol für einen Vorgang“ (Musik-Lexikon) werden soll, war auf dem jüngsten „Gauthing“ der Wikinge zu hören, auf dem der Gauredner verkündete: „Man nimmt uns noch nicht ernst genug. Doch würde es genügen, wenn wir eine einzige Kompanie der Bundeswehr aufstellen könnten. Wenn sie die Berliner Mauer überwindet, ist der dritte Weltkrieg da!“

Kielmannsegg-Baß

„Im tiefen Keller sitz' ich hier . . .“

Das klingt nach tiefer Männerstimme, nach Baß,



Zeichnungen: Klaus Arndt

wohl „Fähnlein“ nannte. „Fähnleinführer“ übrigens war der stellvertretende NPD-Vorsitzende Adolf von Thaden (44), und er kommandierte „Pimpfe“, die es auch heute wieder gibt, in der „Wiking“-Jugend.

Ihr wurde vom NPD-Landesvorstand Baden-Württemberg die „jugendpflegerische Arbeit“ übertragen. Wer da unter Pflegerschaft gerät, enthüllt „Der Spiegel“ mit den Worten, daß die „alternationalste Fürsorge der NPD (West-) Deutschlands Soldaten“ gelte.

Solo hat „Wiking“ das „Fahnenlied“ der „Hitlerjugend“ in sein verbandseigenes Liederbuch aufgenommen, woraus es tönt: „Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit! Reißt die Fahnen

von ganz unten her. Tatsächlich will sich das NATO-Hauptquartier Europa-Mitte vom ungünstig gewordenen Paris aus in ein stillgelegtes Bergwerk der holländischen Stadt Brussum verziehen. Dort gilt der Befehls(baß) des Generals Graf von Kielmannsegg, eines Judenhassers aus Passion.

In seinem 1941 veröffentlichten Buch „Panzer zwischen Warschau und Atlantik“ zieht der damalige Nazi-Generalstabsoffizier über die „unvorstellbar schmutzigen Juden“ her. Bald darauf qualmten die Krematorienschlote in Auschwitz und Maidanek, vergingen 6 Millionen Juden im Feuer.

Zwanzig Jahre danach klingt ein Leutnants-Ruf

im Bundeswehr-Biwak: „Gib mal ein paar Juden rüber, das Feuer ist am Ausgehen!“ Hinzukommt die Auschwitz-Kritik eines Bundeswehr-offiziers: „Wenn ich es zu tun gehabt hätte, dann hätte ich soviel Juden die Straße entlang aufgehängt, daß ich vom Heuberg (ein Bundeswehr-Truppenübungsplatz) bis Tel Aviv im Schatten laufen könnte.“

„Im tiefen Keller sitz' ich hier ...“ Nicht mehr allein, General Kielmannsegg. Sie befinden sich in bester von Ihnen stimmgebildeter Gesellschaft, und der Baß schlägt um in Falsett („... durch Brustresonanz verstärkte Fistelstimme der Männer“).

Lobgesanges, den der US-Ranger-Sergeant Barry Sadler auf die „Green Baretts“, die „Grünen Barette“ verfaßt hat, die heute in Vietnam wüten. Hundert Mann, und ein Mordbefehl! 1250 Mann und Befehl zum Manöver-Einsatz im Herbst 1966 in Griechenland. Und morgen? Vielleicht der ernste Wiederholungsfall des Falles vom „Feuerwehr“-Manöver „Orient-Express“ 1965 in der Türkei. Damals riß ein Unteroffizier vom Fallschirmbataillon 262 Bergzabern die eigene Truppe in den Kampf, die Türken zogen nach, und der ganze Manöverplan war umgeschmissen, weil die Westdeutschen auf eigene Faust in Vorwärtsstrategie machten.



Tutti für 500 000

„Tutti (ital.). Alle, das ganze Orchester, besonders im Konzert, im Gegensatz zum Solo oder Concertino.“

„Alle“ setzten, besser gesagt, stiegen ein an diesem Septembertag 1966 auf dem US-Flugplatz Ramstein in der Pfalz, alle 1250 Fallschirmjäger des westdeutschen Kontingents der sogenannten „NATO-Feuerwehr“, einer mobilen Eingreiftruppe, die auf Befehl überall Brände zu legen hat und nicht zu löschen.

„Irgendwo im fremden Land, ziehen wir durch Stein und Sand, fern von zu Haus, und vogelfrei, 100 Mann, und ich bin dabei.“ Es riecht nach Brand, nach Napalm, was Bonns Plattenzar Freddy da singt. Es ist eine Nachdichtung des

Die Bundeswehrführung propt ihr „Tutti“ für ihre 500 000-Mann-Armee für den Fall X, und Freddy erteilt vornweg Blanko-Absolution: „Wahllos schlägt das Schicksal zu, heute ich und morgen Du! Ich hör' von fern die Krähen schrei'n.“ Denn: „Wir werden weiter marschieren, bis alles in Scherben fällt, denn heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt.“

Dieses – gewünschte – Ende vom Lied erklingt an einem Junitag 1966 im Klostergarten von Andechs (Bayern) aus den Kehlen von Korpsstudenten und Reserveoffizieren der Bundeswehr. Ein Akkord der Unverbesserlichen. Von wegen: „Wo man singt, da laß' Dich ruhig nieder, böse Menschen kennen keine Lieder!“

Heinz Hentrich



nsere Jeep kraxelt einen steilen Berg hinauf und nimmt mit Mühe die letzte Steigung auf unserem Wege durch den südöstlichen Zipfel der „Perle der Antillen“, wie Kuba seit langem genannt wird.

Eben waren wir noch am Ufer des Meeres – doch schon befinden wir uns in beachtlicher Höhe im Gebirge. Es ist eine Eigenart dieses Landes, daß sich unmittelbar am Meer Gipfel bis zu zweitausend Meter Höhe erheben.

Noch einmal heult der Motor gequält auf, dann gelangen wir, zwischen stacheligen Kakteen hindurch und über bräune Gesteinsbrocken sowie vom Regen ausgewaschene Querrinnen, zu einem Felsplateau. Ein Posten der kubanischen Grenztruppen ist hier stationiert; denn vor uns, bergab über die Talsohle bis zum Hafen und auf der anderen Seite wieder bis ins Gebirge ansteigend, erstreckt sich der amerikanische Marinestützpunkt Guantanamo.

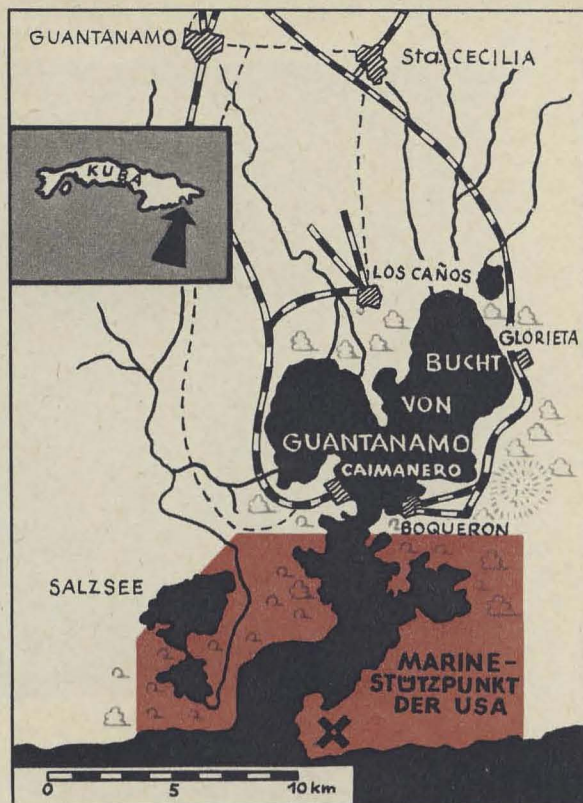
Seit 1903 schon halten die Yankees dieses Gebiet

Major Ing. Werner Schicht

Am der Bucht von GUANTANAMO



„Freiheitshüter“ in Guantanamo.



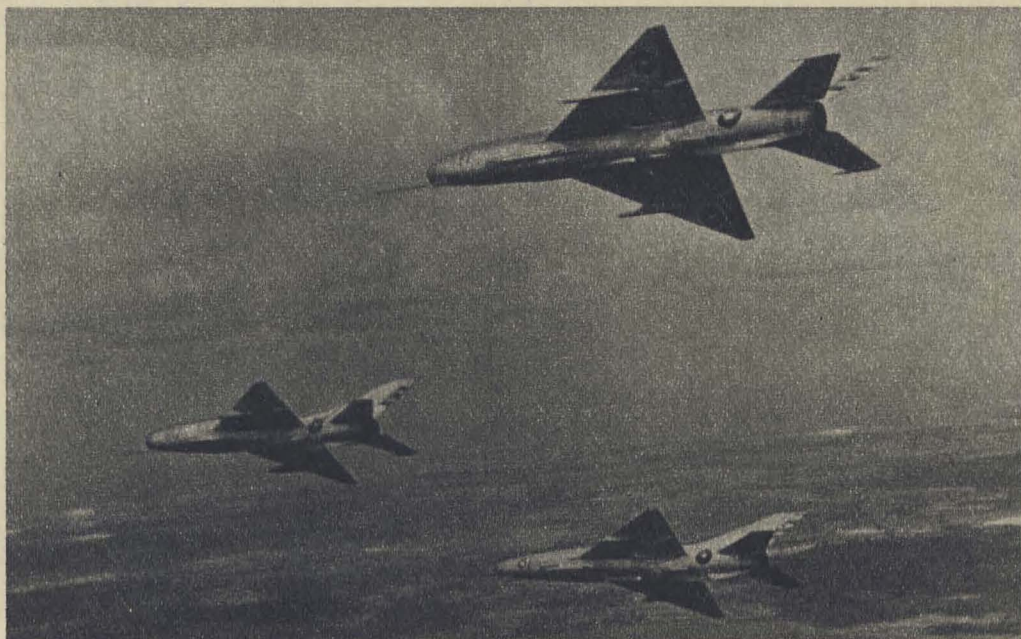
besetzt und starten nun von hier aus ihre Provokationen gegen das sozialistische Kuba.

Von unserem Standort aus erblicken wir in etwa zweitausend Meter Entfernung einen ähnlichen Gebirgshöcker wie den, auf dem wir stehen. Dort drüben haben sich die Amis in einem Bunker-Graben-System eingenistet. Mit dem freien Auge kann man sie beobachten, und durch das Glas erkennen wir jede Einzelheit.

Die amerikanischen Söldner haben ihre Waffen auf uns gerichtet. Es scheint so ihre Art zu sein, immer und überall in Mordbereitschaft zu liegen. José, ein Angehöriger der Revolutionären Streitkräfte, der, mit Kamera und Teleobjektiv im „Anschlag“, kein Auge von dem amerikanischen Stützpunkt läßt, bestätigt das auf Grund seiner eigenen Erfahrungen. Seine Aufgabe ist es ja gerade, in diesem Abschnitt die Provokationen der Amis auf dem Film festzuhalten. Die Skala dieser Provokationen ist breit. Sie reicht von Beschimpfungen über Drohungen zu Tötlichkeiten und Mord.

Josés Gesicht verschließt sich, als er davon spricht. Dann erzählt er, wie eines Tages ein US-Fahrzeug am Grenzzaun auftauchte, mit schwerbewaffneten Yankees.

„Sie begannen, unsere Grenzsicherungsanrich-



tungen zu beschießen. Mir kochte das Blut in den Adern. Und es kribbelte in den Fingern, mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Doch keiner von uns schoß. Wir hielten eiserne Disziplin – so schwer das auch fiel. Da schrie plötzlich einer der Genossen auf und brach zusammen. Eine amerikanische Kugel hatte ihn getroffen. Tödlich!“

José macht eine lange Pause. Man sieht es ihm an, wie schwer es gewesen sein mag, auch bei einer solchen Provokation besonnen zu bleiben und nicht die Nerven zu verlieren. Denn José ist noch sehr jung – siebzehn Jahre. Und er haßt die Yankees ebenso wie ihre kubanischen Ableger. Seine Eltern waren Bauern gewesen. Dann wur-



„Ständige Gefechtsbereitschaft“. Diese Worte sind auch den Soldaten der zwar noch sehr jungen aber kampfkraftigen und modernen Revolutionären Streitkräfte Kubas geläufig.

Der von den Amerikanern ermordete kubanische Grenzsoldat wird von seinen Genossen zu Grabe getragen.

den sie vom Haziendero, dem Großgrundbesitzer ihres Ortes, um ihr Land gebracht und mußten fortan auf ehemals eigenem Grund und Boden als Tagelöhner arbeiten. Das Geld reichte nicht mehr zum Nötigsten. José lernte, noch als Kind, die Geißel des Hungers kennen. Und er lernte den Haß auf seine Peiniger. Leise erzählt er nun von der Beerdigung seines ermordeten Genossen. Sie war zu einer Demonstration für das sozialistische Kuba und gegen seine imperialistischen Feinde geworden. In dem riesigen Trauerzug hatte sich auch der Verteidigungsminister, Raul Castro, befunden, und er hatte am Grabe des Grenzsoldaten neben Worten der tiefen Anteilnahme auch ernste Warnungen an die Adresse der Mörder sowie ihrer Handlanger und Hintermänner ausgesprochen.

„Zum Mord gehört bei denen außerdem noch die Lüge“, sagt José. „Unser Kamerad war auf seinem Posten, im Graben stehend, erschossen worden. Doch die amerikanische Propaganda behauptete hinterher unverfroren, er sei über die Grenzzäune gestiegen und auf das Territorium des Stützpunktes vorgedrungen.“

Ihre größte Lüge ist das Gerede von der „Menschlichkeit“. Als im Juni 1966 der Zyklon „Alba“ über Kuba hinwegraste und große Zerstörungen hervorrief, versuchten amerikanische Stationen, die Beobachtung und Führung des Zyklons durch kubanische Meteorologen mittels starker Funkstörungen zu verhindern. Immerhin gelang es trotz dieser Behinderungen, rechtzeitig die gefährdetsten Gebiete zu erkennen, die Bevölkerung zu evakuieren und damit größere Menschenopfer zu vermeiden – die ansonsten garantiert von der USA-Presse den „unfähigen“ kubanischen Behörden zugeschrieben worden wären.

„Wir wissen uns schon zu wehren“, sagt José, „und es wäre ein großer Fehler, unsere Besonnenheit und Zurückhaltung bei Provokationen als Schwäche oder Furcht auszulegen. Der Ausgang des Abenteuers in der Schweinebucht hätte den Konterrevolutionären seinerzeit eine Lehre sein sollen. Denn mit Agenten und Provokateuren kommen sie auch nicht weiter. Ich weiß nicht genau, wieviel Froschmänner von den Grenzsoldaten schon geschnappt wurden – es waren eine ganze Menge. Und wieviel Agenten die Sicherheitsorgane verhafteten!“

Erst vor kurzem landeten in den USA ausgebildete und ausgerüstete Agenten mit einem Schiff in der Nähe von Havanna. Sie wollten Fidel Castro ermorden. Doch sie wurden gefaßt und ihr Schiff innerhalb der kubanischen Hoheitsgewässer versenkt. Mit modernen Mitteln der See- und Luftstreitkräfte.

Mit Recht ist José stolz auf die moderne Ausrüstung der Revolutionären Streitkräfte Kubas. In wenigen Jahren hat sich die ehemalige „Rebellenarmee“ mit Hilfe der Bruderländer, vor allem der Sowjetunion, zu einer gut ausgerüsteten aber auch gut ausgebildeten und disziplinierten modernen Armee entwickelt. Und zur führenden Kraft wird auch in der Armee immer mehr die als Massenpartei noch sehr junge Kommunistische Partei Kubas, in deren Reihen bald auch José zu finden sein wird.

Mit quietschenden Bremsen rollt unser Jeep wieder dem Meer entgegen. Die Aussicht ist herrlich, doch ich habe jetzt keinen Blick für die Schönheiten der Natur. Zu sehr bewegt mich, was José, der junge Grenzsoldat erzählte, den ich mir ohne weiteres auch als Posten an der Staatsgrenze zu Westberlin vorstellen könnte.



Was gefällt Ihnen an und in der „Armee-Rundschau“ am besten?

Wilhelm Karpe, Maurer bei der Bau-Union-Halle-Süd:

„Um ehrlich zu sein, ich bin nur Mitleser bei meinem Sohn. Am meisten gefällt mir an der ‚AR‘, daß ich darin keine Beiträge finde, in denen der Krieg verherrlicht oder gegen andere Völker gehetzt wird. Wenn ich von der hohen Schlagkraft unserer NVA lese, dann bin ich stolz, daß diese Arbeiter-und-Bauern-Jungs für die Verteidigung der Heimat ausgebildet und nicht für die Eroberung fremder Länder gedrillt werden.“



„Die ‚AR‘ führt im Untertitel den Namen ‚Magazin des Soldaten‘. Ist sie das auch?“

Soldat Frank Gerschner: „Es gibt Druckerzeugnisse, die man nach kurzer Zeit an einem gewissen Örtchen wiederfindet. Täte das einer mit der ‚AR‘ – die Soldaten würden ihn steinigen!“

Wir fragten Herrn Hans-Georg Stengel, Schriftsteller:

„Die ‚AR‘ feiert ihr zehnjähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß möchten wir gern von Ihnen einen Vier- oder Sechsteiler...“

H.-G. Ste.: „Ich mache nur Siebenzeiler.“

AR: „Auch gut. Es muß sich nur auf ‚Armee-Rundschau‘ reimen...“

H.-G. Ste.: „Also auf ‚AR‘ auf

Nach einer Feierstunde zum 10. Jahrestag der Nationalen Volksarmee in der Klasse 2c der Berliner „Ernst-Wild-angel“-Oberschule:

„Onkel Major, Eddi, was mein großer Bruder ist und auch bald Soldat wird, hat gestern abend gefunkert. Als ich erzählte, daß du unsere Klasse wieder mal besuchen kommst, sagte er zu meinem Vati: ‚Die schwersten Granaten vom Soldatenmagazin sind immer auf der letzten Seite!‘ Heute werde ich ihm die Hefte, die du mir geschenkt hast, unter die Nase halten: Hinten nischt als Frolleins!“

Major Waldemar Seiffert

Trübsinn einzukaufen. / Bei Depressionen hilft kein Aspirin. / Sei schlau! / Lies das Soldatenmagazin!“

„Welche Erfahrungen machen Sie mit der ‚AR‘ prophylaktisch und im Rehabilitationsprozeß?“

Generalmajor Prof. Dr. med. habil. Gestewitz: „Eigentlich nur die besten. Es ist doch so, daß alles, was Freude bereitet, Freude auslöst und bringt, der Gesundheit der Menschen sowie der Gesundung der Patienten dient. Die ‚AR‘ tut das, denn sie ist eine interessante Zeitschrift. Bei uns hier gilt sie sowohl bei den Soldaten als auch bei den

Das hier ist die 71. aktuelle Umfrage des Soldatenmagazins – und damit eigentlich nichts Besonderes. Dennoch gestatten wir uns, sie ausnahmsweise in eigener Sache zu halten. Der „gegebene Anlaß“, wie man oft so (un)schön sagt, ist der zehnte Geburtstag der „Armee-Rundschau“. Ein Grund, nicht nur zum Feiern, sondern auch zum Ausfragen über das Soldatenmagazin. Was wir hiermit und auf den folgenden Seiten tun, bei Lesern, Auslandskorrespondenten und Prominenten, aber auch bei den AR-Redakteuren, die wir um Anekdoten und Erlebnisse aus der zehnjährigen AR-Geschichte baten.

gar keinen Fall; das ist ein so asyntaktisches Wort, so wenig für Reim geeignet... Na, Moment mal... Verlorst du, leidgeprüfter Unglücksrabe, / durch Schicksalsfügung Lebensmut und Habe, / mußt du nicht gleich zur Apotheke laufen, / um Pillen gegen

Zivilbeschäftigten und den Patienten als die beliebteste Lektüre. Aber noch eins: Mich interessiert sie besonders, weil sie eine Art anatomische Zeitschrift ist, d. h. sie befaßt sich vor allem im Bild mit der Anatomie des weiblichen Körpers. Man müßte die Redak-



Auch weiterhin die richtigen Proportionen wünscht Klaus Arndt



Auch für die
nächsten
zehn Jahre
„Eine gute Schau“
Paul Klimpke

tion einmal fragen, warum gerade hier so starke Interessen vorhanden sind.“

„Sind Sie manchmal ärgerlich auf die ‚AR‘?“

Major (Ing.) Helfsgott, Politstellvertreter eines Truppenteils:

„Ärgerlich? Na ja, wegen der ‚AR‘ erfüllte ich nie das Soll für die Werbung anderer Zeitungen. Wir haben im Truppenteil 345 Abonnenten der ‚Armee-Rundschau‘. Sie kommt bei unseren Genossen 8000 an. Vom Standpunkt der Leitung aus ist zu sagen, daß wir besonders den Postsack und die Antworten des ‚Oberst Richter‘ lesen, um zu sehen, ob bei uns alles klar ist bzw.

Die aktuelle Umfrage

Mit Anorak und Keilhose „zivilisiert“, sitze ich mit dem AR-Kraftfahrer im Dienstzimmer einer Grenzkompagnie. Der diensthabende Unterleutnant erzählt aus dem Leben der Grenzer. Auch davon, daß ihnen die Bevölkerung schon oft geholfen hat, einen Grenzverletzer zu stellen.

„Ich gebe keinem Fremden mehr als eine Stunde, um sich unerkannt hier bei uns im Grenzgebiet aufzuhalten“, sagt der Offizier.

Wir zweifeln das an.

„Bitte, probieren Sie's!“ schlägt er uns vor. Die Dorfstraße in Ch. ist an diesem Wintersonnen-Sonntagvormittag menschenleer. Vor dem Gasthaus spielen Kinder. Es ist noch geschlossen. Wir gehen weiter, verlassen das Dorf, bewegen uns auf einen kleinen Hochwald zu. Da bemerken wir etwa 600, 700 Meter hinter uns eine Schar Jungens. Offensichtlich verfolgen sie uns. Doch wir kommen nicht mehr zum Nachdenken: Als wir den Wald erreichen, werden wir bereits von einer Grenzstreife „empfangen“.

Während der eine Genosse mit Hund die Festnahme sichert, werden wir von dem anderen – liegend, mit der Nase im Schnee, Arme und Beine weit auseinander – durchsucht. In weitem Abstand, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, marschieren wir bald darauf los – bergauf, bergab, gute fünf Kilometer, schweißnaß, ob der unbequemen Gangart mehr stolpernd als laufend.

In Ch. ist jetzt das ganze Dorf auf den Beinen und sieht zu, wie wir abgeführt werden. Erst der diensthabende Unterleutnant klärt den „Fall“ auf.

Übrigens: Wir waren in Ch. denselben Jungens zum Opfer gefallen, die vor einer Woche einen „echten“ Grenzverletzer aufgespürt hatten. Als sie uns am Gasthaus sahen, verständigten sie sofort die Grenzer. Bis zu unserer „Festnahme“ waren genau 43 Minuten vergangen. Oberstleutnant Karl-Heinz Freitag

damit wir nicht die gleichen Fehler wie andere machen und dann an dieser Stelle kritisiert werden müssen.“

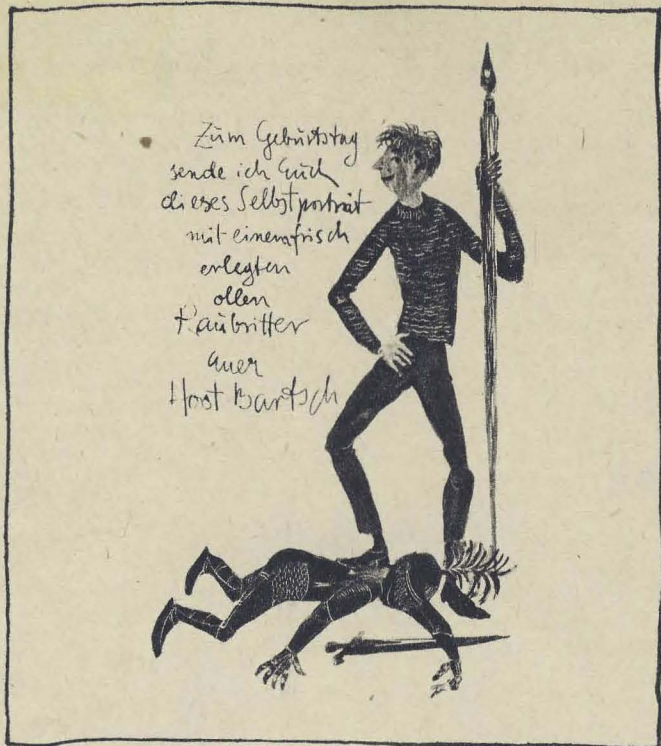
Wir fragten Gerd E. Schäfer vom Kabarett „Die Distel“:

„Getrauen Sie sich, im Silvesterprogramm des Fernsehens oder – wenn Sie dort nicht mitwirken – in der ‚Distel‘ einmal laut und deutlich zum Publikum zu sagen: ‚Die Armee-Rundschau ist schau!‘? Es soll uns auf zwei Flaschen Sekt nicht ankommen.“

G. E. Sch.: „Nee! Für zwei Flaschen Sekt mache ich so was nicht. Aber – für eine große Büchse Würstchen!“

„Ist das Soldatenmagazin eine Konkurrenz für ‚Das Magazin‘?“

Hilde Eisler, Chefredakteur



Es ist schon ein Kreuz mit einem Spitznamen. Es ist beinahe wie mit dem „Flaschen-teufelchen“. man möchte es wegwerfen oder irgendwo unauffällig zurücklassen.

Das erste Mal hoffte ich, den „Wibbel“ zu verlieren, als ich als 18-jähriger von Dresden nach Berlin zum Studium zog. „Hier kennt dich keiner“, dachte ich. Bis ich meinen alten Kumpel Alfred traf, der mir erfreut auf die Schulter hieb: „Mensch, Wibbel, was machst du in Berlin?“ Und das machte meine dabei-stehenden Mannschaftskameraden stutzig. Damit war der „Wibbel“ natürlich auch in Berlin. Im vorigen Jahr wechselte ich die Mannschaft. Vom ASK (jetzt FC) Vorwärts stieß ich zur „Armee-Rundschau“. Leider gab's auch hier genügend Fußballfanatiker, so daß ich nicht, wie ich gehofft hatte, mit den Fußballschuhen auch den Namen „Wibbel“ ablegen konnte.

Doch was ich dann bei meiner ersten Dienstreise als Redakteur erlebte, gab mir gewissermaßen den Rest.

Es war in einer Einheit in Leipzig. An der Wache wies ich mich aus und verlangte den Sportoffizier. Der Wachhabende telefonierte: „Genosse Major, hier ist ein Genosse aus Berlin...“ „...?“ „Der Genosse Major...“ er schaute mich noch einmal prüfend an: „Major... Wibbel von der Armee-Rundschau-Mannschaft!“ Da hatte der Gute ja nun so ziemlich alles durcheinandergebracht, was durcheinander zu bringen war. Aber ich habe nun endgültig meine geheimen Hoffnungen aufgegeben, bin ich doch nun sogar schon „Major Wibbel“.

Major Günther Wirth



rin des Magazins „Das Magazin“:

„Konkurrenz? Zwischen uns gibt es kein Entweder-Oder, sondern nur ein Sowohl als Auch.

Meine besten Wünsche für die „Armee-Rundschau!“

„Kennen Sie die „Armee-Rundschau“?“

Eberhard Cohrs: „Ich??? Die „Armee-Rundschau“??? Dämliche Frage! Na klar, kenne ich! Die erinnert mich immer an mein Gehalt!“

???

„Das kommt leider ooch bloß eenmal im Monat!“

E. C.: „Aber jetzt habe ich 'ne Frage an Sie. Womit wäscht sich der Soldat?“

AR.: „Na, mit Seife!“

E. C.: „Nee!“

AR.: „Mit einem Seifenlappen?“

E. C.: „Nee! Alles falsch. Er

wäscht sich mit freiem Oberkörper! Hoffe ich wenigstens!“

„Was halten Sie von einer AR-Eule?“

Karl Kultzscher, stellvertretender Chefredakteur des „Eulenspiegel“:

„Diese Frage zu beantworten, hieß Eulen in die Storkower Straße tragen. Das ist ein feiner Satz, er hat lediglich den Nachteil – oder den Vorteil –, daß ihn niemand versteht. Man muß dazu erstens erklären, daß Eulen eine bestimmte Rubrik auf der Seite 6 des Eulenspiegels sind. Zweitens muß man sagen, daß Eulenspiegel eine satirische Zeitschrift ist, schon deshalb, weil sie in den Objekten der NVA vom Postzeitungsvertrieb zu wenig angeboten wird, und drittens darüber schweigen, daß in der Storkower Straße die Redaktion der „Armee-Rundschau“ arbeitet, da das geheim bleiben soll und sich hinter der Postschließfachnummer verborgen hält. Da mir nur

16 Zeilen als Antwort auf die Frage „Was halten Sie von einer AR-Eule?“ zur Verfügung stehen, muß ich jetzt leider abbrechen, um wenigstens der AR noch zum 10. Geburtstag gratulieren zu können.

P. S. Übrigens haben wir zum Jubiläum der AR keine „Eule“, sondern ein Ständchen auf Seite 3 gedruckt.“

„Halten Sie es für unmilitärpädagogisch, wenn in der ‚Armee-Rundschau‘ Fotos von Mädchen mit Sex-appeal erscheinen?“

Professor Dr. Rosenfeld, Direktor des Instituts für Psychologie der pädagogischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin: „Die pädagogischen Gesichtspunkte bei der Gestaltung des Soldatenmagazins sind sicherlich andere als bei der Kleinkinderzeitung ‚Bummi‘. Jedes pädagogische Angebot steht und fällt mit seiner Motivierung. Daß sich die Lernmotive nicht ausschließlich aus der pädagogischen Sphäre ableiten lassen, sondern andere Möglichkeiten der Zuwendung zusätzlich mit aufgegriffen werden sollen, ist von der Wissenschaft hinreichend bewiesen. Es gibt natürlich eine Grenze. Man darf es nicht übertreiben. Es kommt also hier wie überall auf die richtige Dosierung an. Ein Lehrer kann mit einem Witz seinen Unterricht auflockern und eine freundliche Lernstimmung erreichen. Wenn aber die Witze zu häufig gebracht werden, dann wollen die Schüler nur noch lachen und nicht mehr lernen. Ähnliches wäre also auch über die pädagogische Wirkung der abgebildeten Damen mit Sex-appeal zu sagen. Eine direkt schädigende Folge ist normalerweise durch diese Bilder nicht zu erwarten, da den Soldaten die Originale bereits bekannt sein dürften.“

„Gibt Ihnen die Lektüre der ‚Armee-Rundschau‘ vor einem wichtigen Spiel Ansporn zu

Es war zum Manöver „Oktobersturm“. Abends trafen sich die Bildreporter der beteiligten Armeen im Pressezentrum zu einer Fachsimpelei. Da machten aber die sowjetischen und tschechoslowakischen Genossen oftmals recht unzufriedene Gesichter. Sie klagten über die Kommandeure ihrer Truppen, die hundert Gründe fänden, um die eigenen Bildreporter abzuwimmeln, aber wenn Journalisten einer anderen Armee auftauchten, die Freundlichkeit selber seien. Da macht Zdenek einen Vorschlag: „Wie wäre es, wenn wir alle gemeinsam ein Auto nehmen. Wir fahren zu den einzelnen Armeen, und wer dort ‚zu Hause‘ ist, stellt die anderen Genossen vor und bittet für seine Waffenbrüder um Interviews und Fotogelegenheiten.“ Also saßen wir am anderen Morgen zu viert im „GAS“. Ausprobieren, so hatte es sich der tschechoslowakische Genosse ausbedungen, wollten wir „unsere Masche“ bei seinen Truppen. Zdenek stellte uns als die Arbeitsgruppe der Bildreporter vor. Seine Waffenbrüder, so sagte er, hätten diese und jene Wünsche. Höflich und ohne Zögern wurden alle erfüllt. Zdenek strahlte: „Mein Programm bei uns ist erfüllt, nun weiter!“ Unsere „Taktik“ bewährte sich viermal an diesem Tag – das Wort „Waffenbrüder“ ersetzte jeden Propusk.

Major Ernst Gebauer

einer besonders guten Leistung?“

Oberleutnant Jürgen Nöldner, Fußballer des Jahres:

„Dumme Frage, hätte ich beinahe gesagt. Ich wollte damit nur ausdrücken, es ist für mich selbstverständlich, vor allem vor Länderspielen die ‚AR‘ zu lesen. Kondition, Technik und Taktik sind wichtig, aber genauso brauche ich die ‚AR‘ – als moralischen Kraftspender gewissermaßen. Peinlich ist es immer für mich, wenn ein Länderspiel in der ersten Monatshälfte liegt und die neueste ‚AR‘ noch nicht erschienen ist. Ich möchte es einmal volkstümlich ausdrücken: ‚AR‘ genossen – Tore geschossen!“

Im übrigen, ich lese die ‚AR‘ tatsächlich gern.“

„Welchen Inhalt würde ein Artikel für die ‚AR‘ haben, der aus dem Tierleben berichtet, aber dabei berücksichtigt, daß wir grundsätzlich nur Beiträge mit militärischer oder militanter Thematik veröffentlichen?“

Professor Dr. Wolfgang Ullrich: „Das kann ein Thema aus der Tierpsychologie sein, und zwar über das Problem der kämpferischen Auseinandersetzung im Tierreich. Man kann darin nachweisen, daß der Krieg unbiologisch ist. Warum? Weil Kämpfe mit tödlichem Ausgang zwischen

Fortsetzung auf Seite 58



Herzlichen Glückwunsch zum 10.

Wolfgang Würfel



Gesamtansicht der Universalbaumaschine: 1 – Gelenk; 2 – Dieselaggregat; 3 – Ausleger der Hubeinrichtung; 4 – Planierschild; 5 – Wühlzähne; 6 – Kabine für zwei Mann; 7 – Elektromotor der Winde.

In diesem Beitrag möchte ich die Leser der „Armee-Rundschau“ mit einer Neuheit bekannt machen, die von Pionieroffizieren unserer Armee und von Konstrukteuren und Arbeitern der volkseigenen Betriebe „Transport“ und „ČDK“ entwickelt wurde, mit dem Universalgerät DOK. Unter dieser Bezeichnung (DOK = **d**ozer **k**olový-**r**adbulldozer) ist eine vielseitig verwendbare Maschine für Erdbewegungsarbeiten unseren Pioniereinheiten zugeführt worden. Sie ist zur Bewältigung umfangreicher und schwerer Erdarbeiten bestimmt, die sich aus den Aufgaben der Pioniertruppen zur Sicherung militärischer Operationen ergeben. So können mit der DOK unter anderem Wege und Straßen planiert, Trümmer und Hindernisse beseitigt, Ufer und Furten befahrbar gemacht, Hilfswege errichtet und Schnee geräumt werden. Aber das ist längst nicht alles. Zum Schutz der lebenden Kräfte und der Technik vor den Wirkungen der Massenvernichtungswaffen verrichtet die Maschine umfangreiche Arbeiten. Sie hebt Gruben und Gräben aus, si-

chert und schüttet Deckungen auf und legt Schützengräben an.

Zusätzlich kann die DOK auch wie ein üblicher Bulldozer eingesetzt werden. In dieser Eigenschaft baut sie Sand und Erde ab, belädt Lastkraftwagen und Eisenbahnwaggons, transportiert Material, wirkt als Zugmaschine, führt Bergungsarbeiten aus, ja sie vermag sogar auf Schienen beider Spurweiten zu fahren und dabei zu arbeiten. Wie diese Aufzählung zeigt, ist Universalität das Hauptmerkmal dieses neuen Pioniergerätes. Eine moderne Pioniermaschine, die Truppenbewegungen sicherstellen soll, braucht hohe Fahreigenschaften. Sie muß das Tempo der Kolonnen halten, mitunter sogar schneller und wendiger sein, um sich durch enge Straßen und zwischen den Bäumen im Wald hindurchschlängeln zu können. Eine gute Geländegängigkeit ist dabei selbstverständlich. Die DOK hat diese Eigenschaften.

Ihre Konzeption ist wirklich originell. Sie beruht in der Summe und in der zweckmäßigen Kombination der Aggregate und Elemente.

Das Radfahrwerk hat vier mannshohe Niederdruckreifen, so daß die Maschine ohne Schwierigkeiten Schützen- und Straßengräben oder Feldraine überwindet. Der relativ niedrige Luftdruck in den Reifen verleiht ihnen eine entsprechende Weichheit und Elastizität. Dadurch wird sowohl im Gelände als auch auf der Straße eine Zugkraft entwickelt, die der eines Lastkraftwagens gleichkommt.

Vorder- und Heckteil der Maschine sind durch ein Spezialgelenk miteinander verbunden, das einmal das diagonale Ausschwenken der Achse zuläßt, und damit das Aufsetzen aller vier Räder auf den Boden, und zum anderen die Drehung des ganzen Vorderteils der Maschine gegen das

Heckteil ermöglicht. Bei maximaler Drehung hat die DOK einen kleineren Wenderadius als ein Personenkraftwagen, so daß sie ohne rückwärts fahren zu müssen, auf einer Straße erster Ordnung wenden kann. Diese Art der Lenkung verleiht ihr nicht nur eine große Beweglichkeit während der Fahrt, sondern ermöglicht es auch, sich aus tieferen Löchern oder aus weichem Boden herauszuarbeiten.

Ein Elektroantrieb verleiht der Maschine sehr gute Eigenschaften sowohl bei der Arbeit als auch bei schneller Fahrt. Jedes Rad wird von einem Elektromotor angetrieben. Die Energie erzeugt ein TATRA-Diesel.

Einer der Vorzüge des selbständigen Radantriebs

Die DOK beim Ausheben einer Deckung für Fahrzeuge. Das Planierschild dient hierbei als Schaufel. Vorn sind die Leitungen der Hydraulik zu erkennen.

AR-Korrespondent
JIRI BLECHA, Prag

Die DOK- ein Ding mit Pfiff



liegt darin, daß, wenn eines der Räder ins Rutschen gerät, die zugeführte Leistung augenblicklich sinkt und die nicht genutzte Energie auf die Räder übergeht, die besser greifen.

Die Geschwindigkeit der Maschine paßt sich selbsttätig der Belastung an.

Der elektrische Antrieb vereinfacht und erleichtert wesentlich das Fahren. Weder eine Kupplung noch ein Schalthebel sind nötig. Der Fahrer fährt an und regelt Geschwindigkeit und Zugkraft nur durch einen Fußhebel.

Das Hauptarbeitsteil der DOK ist ihre Universal-schaufel, die an Auslegern mit hohem Hub sitzt. Diese Schaufel ist zweiteilig und besteht aus einem Planierschild und einer beweglichen Backe. Damit arbeitet die DOK in den meisten Fällen als Schaufellader. Mit geöffneter Schaufel wirkt sie als Planierraupe, durch Schließen der Schaufel kann Material aufgenommen oder ein Hindernis (ein Baum oder ein Träger) erfaßt werden wie mit einem Greifer. Auch kann gegen eine senkrechte Wand geschürft werden, wie mit einem Bagger. Mit geöffneten Backen und bei Rückwärtsfahrt lassen sich steile Hänge, Ufer oder Trümmerhaufen niederreißen. Schließlich verwandelt sich die DOK in einen Kran, wenn an die Schaufelzähne Lasten angehängt werden. An der Rückseite des beweglichen Schaufelteils befinden sich Wühlzähne, die der Zerkleinerung harten oder gefrorenen Erdreichs dienen.

Besonders interessant ist das „Gänsefußschar“. Das ist ein Planierschild, bestehend aus einem starren Mittelteil und zwei wendbaren Flügeln, die auch nach hinten gedreht werden können. Sind beide gewendet, entsteht ein Keilpflug, ist nur einer gedreht, wird ein Seitenräumer daraus.

Beim Entwurzeln von Bäumen oder bei der Beseitigung von Hindernissen im Wald nutzt das Gänsefußschar ebenso wie die Universalschaufel den hohen Hub auf vorteilhafte Weise.

Die Winde ist ein weiteres Arbeitsteil der DOK. Sie dient nicht nur zur Bergung steckengebliebener Fahrzeuge und zum Niederreißen von Hindernissen, sondern auch zum Ziehen des Grabenpfluges bei der Arbeit auf voller Tiefe von 90 cm. Die Winde wird von einem Elektromotor angetrieben, der sich auf dem Vorderteil der Maschine, hinter der Kabine, befindet und gleichzeitig das Gegengewicht zur Belastung der Schaufel bildet. Um beim Einsatz der Winde eine hohe Zugkraft zu erzielen, benutzt die DOK die Schaufel oder den Pflug als Anker.

Der luftgekühlte Dieselmotor mit Turbinengebläse, einer der leistungsfähigsten TATRA-Motoren, ist im Heck der Maschine unmittelbar am Treibstofftank eingebaut. Er bewegt den Generator und die Hydraulikpumpengruppe. Für den Start bei niedrigen Temperaturen ist er mit einer Vorwärmanrichtung versehen.

Die Kabine kann hermetisch abgeschlossen werden. Eine Filter- und Ventilationsanlage sorgt dafür, daß die DOK auch in verseuchten Abschnitten arbeiten kann. Die Kabine wird elektrisch geheizt und bietet zwei Maschinisten Platz.

Bei der Konstruktion der DOK wurden viele neue fortschrittliche technologische Verfahren genutzt, die eine lange Lebensdauer der Aggregate gewährleisten. Die Maschine steht somit in der Reihe der Erzeugnisse, von denen man sagen kann, sie sind das Beste, was die tschechoslowakische Industrie zur Zeit der Armee zu liefern vermag.



Im Winter findet die DOK als Schneeräumer ebenso wie als Baumaschine für Kolonnenwege vielfach Verwendung.



Der hohe Hub ermöglicht ein leichtes Ausschütten des Erdreiches. Der Arbeitszyklus wird durch die große Wendigkeit der Maschine beschleunigt, weil Fahrbewegungen überflüssig sind.



MAX ZIMMERING

»Aurora«

*Ich stand am Nawa-Kai. Ich schwieg und sah
vor mir im Wasser die „Aurora“ liegen . . .
Wie eine graue Festung lag sie da –
und plötzlich war das Gestern wieder nah,
als wäre es aus den Wellen hochgestiegen:*

*Oktober! Herrlicher Oktobertag!
Fest krampfen sich die Fäuste um die Waffen.
Es ist, als ob der Tag nicht enden mag –
der Zeiger rückt, es wächst der Stundenschlag,
Matrosen seh ich ihre Gürtel straffen
und schließlich polternd auf dem Laufsteg gehn,
Patronenstreifen um die Brust geschlungen,
ihr Lied vermählt sich mit des Windes Wehn –
grad noch ein „Völker hört . . .“ ist zu verstehn,
dann sind Gesang und Schritt verhallt, verklungen.*

*Oktoberabend, der dem Volk gehört . . .
Bald wird die Stimme der „Aurora“ sprechen.
Der Bourgeois verschließt die Tür verstört
und flucht: „Der Lenin hat die Stadt betört!“
Da plötzlich ist's, wie wenn die Wolken brechen –
der Blitz fährt aus dem blanken Panzerschlund:
Neun Uhr und fünfzehn – das Signal zum Stürmen!
Kerenskis Männer, mit verzerrtem Mund,
beraten, beißen sich die Lippen wund –
und ihre Garde spricht schon laut vom „Türmen“.*

*Wie Ratten in der Falle aufgespürt!
Hier, wo der Zar des Volkes Blut vergossen,
von Kinderblicken, Greisen ungerührt,
hier wird die letzte Rechnung präsentiert
für jene, die man Neunzehnfünf erschossen.*

*Zum erstenmal steht mancher auf Parkett,
und manchen blendet noch das Gold der Türen,
doch tiefer Zorn macht alles Zögern wett –
kein Zarenthron und keiner Zarin Bett
und kein Tresor soll dieses Land regieren.*

*„Aurora“ – „Morgenröte“ – dein Signal,
es wurde zum Beginn der Zeitenwende.
Voll Stolz betrat der Mensch zum erstenmal,
entflohen aus dem großen Jammertal,
das Reich der schaffenden, befreiten Hände.*

Wladimir Starow: Das Signal von Petropawlowsk, Farblinolschnitt



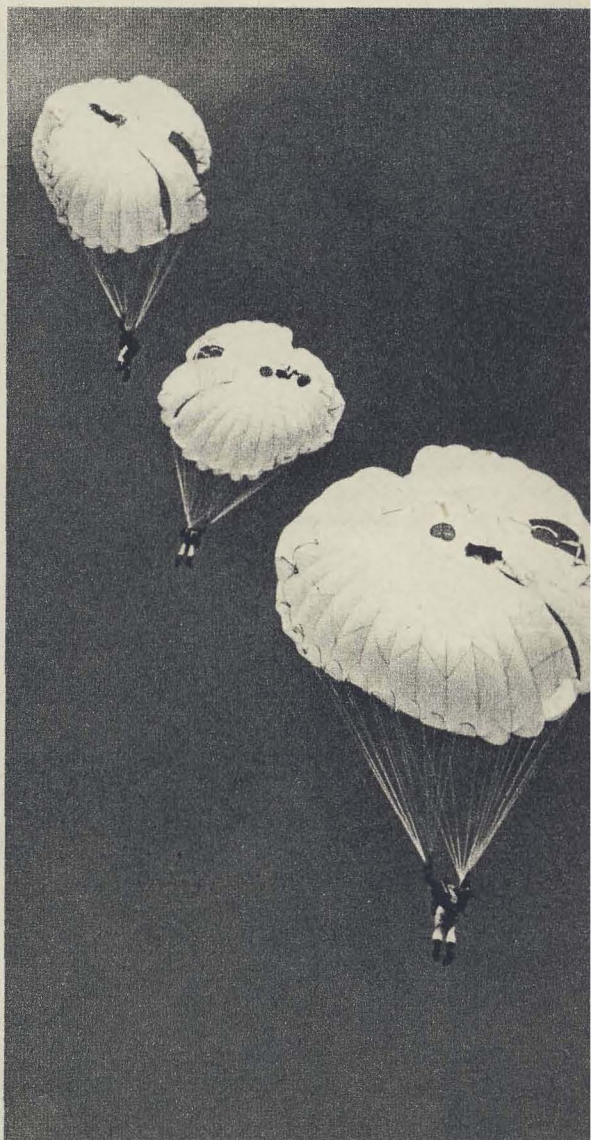


Akrobaten zwischen

VON KARLHEINZ FRIEDRICH,
Meister des Sports

Luft hat keine Balken. Aber sie trägt Lasten. Mit ihrer Hilfe bewegen sich leichte Segelflzeuge ebenso sicher zwischen den Wolken wie tonnenschwere Verkehrsmaschinen. Mit der Verwirklichung seines alten Traumes, fliegen zu können, trachtete der Mensch auch danach, ein Gerät zu entwickeln, mit dessen Hilfe die kühnen Luftschiffer und Flieger im Notfall unversehrt die Erde wieder erreichen konnten – den Fallschirm. Wenn Otto Lilienthal, der 1891 als erster mit seinem Flugapparat Gleitflüge über mehrere hundert Meter ausführte, der Russe Kotelnikow, der 1911 den im Prinzip noch heute gebräuchlichen Tornisterfallschirm entwickelte, oder andere Pioniere der Luftfahrt im August auf der Ehrentribüne des Leipziger Flughafens hätten sitzen können, wären sie aus dem Staunen nicht herausgekommen. Bei den VIII. Fallschirmsport-Weltmeisterschaften hätten sie erleben können, welcher einem faszinierenden Sport zwischen Himmel und Erde sich ihre Nachfahren widmen.

Aus dem „Rettungsring der Luft“ ist ein Sportgerät geworden, das seinen Benutzern ein Erlebnis vermittelt, wie es keine andere sportliche Disziplin bieten kann: das Erlebnis des freien Falls. Hatten die Springer vor Jahren noch Mühe, eine einigermaßen stabile Lage einzunehmen, während sie auf die Erde zustürzten, so nutzen sie heutzutage ihren Fall im Luftstrom für eine ans Artistische grenzende Disziplin, für das sogenannte Figurespringen. In einer Höhe von 2000 Metern verläßt der Springer die Absetzmaschine und fällt mit geschlossenem Schirm, bis er nach 12 bis 13 Sekunden eine etwa gleichbleibende Fallgeschwindigkeit von 50 m/s in Horizontallage erreicht. Diese Geschwindigkeit bleibt nun konstant, da sich Luftwiderstand und Erdanziehung die Waage halten. Jetzt beginnt der Springer mit dem Figurenkomplex: zwei



◀ Oberleutnant Rolf Müller (ASG Vorwärts Cottbus), über 1000 Sprünge hat er auf seinem Konto.

Wie auf der Perlenkette – Gruppen-Zielsprung.

Himmel und Erde

Vielleicht wußten Sie noch nicht...

...daß der Fallschirmsport in der DDR in diesem Jahr sein 10jähriges Jubiläum feierte. Am 7. Juli 1956 verließen erstmals junge DDR-Springer in 800 Meter Höhe ein Motorflugzeug und schwebten an Übungsfallschirmen PD-47 – von der sowjetischen Sportorganisation DOSAAF zur Verfügung gestellt – zur Erde.

...daß es für jeden Fallschirmspringer selbstverständlich ist und zu seinen Aufgaben gehört, seinen Schirm selbst zu packen.

...daß Manfred Schmidt aus Dresden 1961 den ersten Fallschirmsprung-Weltrekord in die DDR holte. Heute gehören die Fallschirmsportler des Aero-

klubs der DDR zu den Besten der Welt. 43 Weltrekorde „erschwebten“ sie für unsere Republik.

...daß Weltmeisterschaften im Fallschirmspringen seit 1951 ausgetragen werden. Drei Jahre später folgte die zweite WM, und seitdem treffen sich die weltbesten Männer und Frauen dieser Sportart jedes zweite Jahr.

...daß bereits Leonardo da Vinci im 15. Jahrhundert ein Fluggerät konstruierte, das in der Lage sein sollte, einen Menschen gefahrlos zur Erde sinken zu lassen. 62 Quadratmeter Flächengröße berechnete er für seinen „Fallschirm“. Zum Vergleich: Der „RL-3/5“, der von unseren Springern bei

der letzten Weltmeisterschaft benutzte Seiffhennersdorfer Fallschirm, besitzt eine Fläche von 64 Quadratmetern!

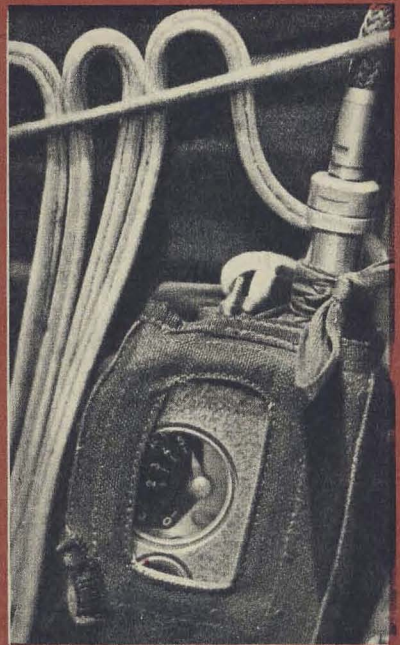
...daß der Aeroklub der DDR am 7. Oktober 1960 in Barcelona in die internationale Organisation des Flugsports, die FAI, aufgenommen wurde. 1962 verhinderte die USA-Regierung durch ihr Einreiseverbot noch einmal die Teilnahme der DDR-Fallschirmsportler an den Weltmeisterschaften.

...daß bei der ersten Weltmeisterschaft im August 1951 in Bled (Jugoslawien) die Aktiven gleichzeitig gute Schwimmer sein mußten. Eine der drei geforderten Sprungdisziplinen lautete damals nämlich: Sprung aus 350 Meter Höhe, Landung im Wasser und anschließend Heranschwimmen an einen verankerten Holzhalbkreis.





„KAP-3“ – das automatische Auslösegerät.



◀ Günter Gerhardt (DDR), Zielsprung-Weltmeister 1966, unmittelbar nach seinem Erfolg.

Horizontaldrehungen (rechts – links) um 360 Grad, ein Salto rückwärts und zwei weitere Horizontaldrehungen. Kampfrichter verfolgen vom Boden aus hinter optischen Geräten die Reinheit der geflogenen Figuren und stoppen die Zeit. Beides spielt bei der Punktverteilung eine Rolle.

Als der sowjetische Fallschirmsportler Wladislaw Krestjannikow in Leipzig sein Programm heruntergewirbelt hatte, trauten die Kampfrichter ihren Augen nicht. Die Uhren waren bei 7,6 Sekunden stehengeblieben – eine fabelhafte Verbesserung der Weltbestzeit seines Landsmannes Tkatschenko um sechs Zehntelsekunden! Beim zweiten Versuch drückte der Taschkenter Fallschirmsprunglehrer den Weltrekord sogar auf 7,4 Sekunden!

„Das ist ja unwahrscheinlich“, kommentierten Lothar Garus und Günter Gerhardt von der DDR-Nationalmannschaft, die in dieser Disziplin den sowjetischen Vertretern am nächsten kamen. DDR-Trainer Günther Schmidt erklärte das sowjetische „Figurengeheimnis“ so: „Das Neue beim sowjetischen Sprungstil besteht darin, daß die Springer in der sogenannten Delta-Lage (Arme leicht nach hinten gewinkelt, Hände als zusätzliche Gleitflächen) wie eine Überschallmaschine der Erde entgegenstürzen. Ihre dadurch erhöhte Geschwindigkeit verbessert beim Übergang von den Drehungen in die Salti und

umgekehrt die Wirksamkeit der Arme und Beine als Steuerflächen.“

Krestjannikow wurde Weltmeister im Figuresprung und, da er sich auch beim Einzelzielspringen als Vierter sehr gut platziert hatte, „absoluter“ Weltmeister (der Springer mit der höchsten Gesamtpunktzahl aus beiden Wettbewerben). Figuresprungweltmeisterin Tatjana Woinowa und Zielsprung- sowie „absolute“ Weltmeisterin Lydia Jeremina hatten ebenfalls großen Anteil am überragenden Triumph der sowjetischen Fallschirmsportler in Leipzig: Sie holten, da sie auch alle Mannschaftswettbewerbe gewannen, neun von zehn Goldmedaillen!

Nur in einer Disziplin, beim Einzelzielspringen der Männer, wurden sie bezwungen. Hier schnappte ihnen ein Mann den Titel weg, an den vorher keiner dachte: der 26jährige Maschinenschlosser Günter Gerhardt vom SC Dynamo Berlin.

Beim Zielspringen geht es darum, nach dem Absprung aus 1000 Meter Höhe am sinkenden Schirm einen Landekreis von 50 Meter Durchmesser anzusteuern, in dessen Mitte ein Landekreuz den Zielmittelpunkt markiert, die Stelle, wo eine Plastescheibe von nur 15 Zentimeter Durchmesser liegt. Von oben wirkt der Landekreis nicht größer als ein Fußball.

Der Springer steht an der Luke der „AN-2“, beobachtet den Windsack neben dem Zielkreis. Er hat den Wind genau einkalkuliert, seine Abdrift genau berechnet. Jetzt gibt er dem Piloten ein Zeichen. Gas weg! Absprung! Zielkreis im Auge behalten! Öffnen! Ein Ruck – knallend bläht sich die Seidenglocke über dem Springer. 800 kp Druck werden beim Entfaltungsstoß über die Fangle-

◀ Nur um Zentimeter verfehlt Ulega (Ungarn) die Scheibe.

nen und das Gurtzeug auf den fallenden Körper übertragen. Binnen drei Sekunden wird dabei die Fallgeschwindigkeit von 50 m/s, das sind fast 200 Stundenkilometer, auf fünf m/s Sinkgeschwindigkeit reduziert. Jetzt heißt es steuern! Die Springer kreuzen im Wind, ziehen an den Steuerleinen und dirigieren so ihren Schirm immer näher an den Zielkreis heran. In den letzten Sekunden entbrennt ein Kampf um Zentimeter. Mit Argusaugen verfolgen die Kampfrichter am Boden die Landung und markieren die Stelle, wo der Springer mit irgendeinem Körperteil zuerst die Erde berührt. Über Sieg oder Niederlage entscheidet die Entfernung vom Zielmittelpunkt. Vier Sprünge hat jeder – die drei besten kommen in die Wertung...

Als Günter Gerhardt bei seinem ersten Sprung die Nullscheibe traf, fiel er nicht weiter auf. Immerhin hatten das zwölf von 72 Springern am ersten Tag geschafft. Aber Gerhardt steuerte auch beim zweiten und dritten Durchgang seinen „RL-3/5“ – eine Neuentwicklung aus dem Seiffenhensdorfer Fallschirmwerk – genau in den Zielmittelpunkt! Drei „Nullen“ hintereinander – das ergab dreimal 250 Punkte, die Idealnote! Das war eine Sensation, ein Novum in der Geschichte des Fallschirmsports. Günter mußte viele Hände schütteln. Allen voran kam seine Frau Petra gratulieren, die selbst Fallschirmspringerin ist und der Nationalmannschaft angehört.

Ja, die Mädchen stehen in diesem Sport der Kühnen nicht hinter den Männern zurück. Sie steigen aus dem Flugzeug wie andere aus der Straßen-

bahn. Angst? Die kennen sie nicht. „Beim ersten Sprung ist's ja ein bißchen komisch“, meint Bärbel Haufe, unsere beste Figurespringerin. „Man muß sich überwinden als Anfänger. Aber die ersten Hemmungen legen sich schnell.“ Die Frage, ob Fallschirmspringen nicht ein riskanter Sport ist, beantwortet Damen-Trainer Dieter Strüber mit energischem Kopfschütteln: „Es passiert nicht mehr als in jeder anderen Sportart auch. Sicherheit ist im Flug- und Fallschirmsport der sozialistischen Länder oberstes Prinzip. Keiner darf ohne Ersatzfallschirm springen, und sollte jemand doch einmal „vergessen“, den Schirm zu öffnen, dann besorgt das für ihn der Automat.“

Ein Automat? Tatsächlich, an jedem Schirm klemmt ein unscheinbarer Apparat, nicht viel größer als ein fotoelektrischer Belichtungsmesser. Der „KAP-3“ – sein Gebrauch ist in den sozialistischen Ländern Pflicht, in den kapitalistischen Ländern allerdings dem Springer freigestellt – schließt Unfälle aus.

Das Gerät reagiert auf den Luftdruck, der ja in Erdnähe größer ist als in höheren Luftschichten. Ist die Auslösehöhe erreicht, gibt der Mechanismus eine Feder frei, und der Schirm öffnet sich. Mit dem „KAP-3“, dem „Reisewecker des Fallschirmspringers“, am Schirm kann man also während des freien Falls sogar ein Nickerchen riskieren.

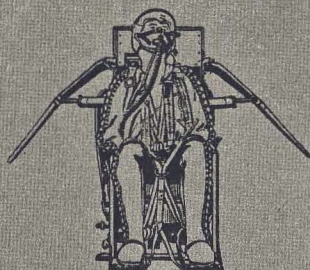
Und dennoch – unsere uneingeschränkte Hochachtung gilt diesen mutigen Frauen und Männern, den Akrobaten zwischen Himmel und Erde.

Auch noch nach der Landung bauscht der Wind den Schirm.



Steil zieht das Strahlflugzeug nach oben. Aber plötzlich bricht das Brausen des Triebwerkes ab. Der Zeiger des Drehzahlmessers geht zurück. Triebwerksausfall. Noch hat die Maschine die Höhe nicht erreicht, in der es möglich ist, das Triebwerk wieder anzulassen. Der fehlende Schub zwingt das Flugzeug wieder zum Boden. „Hier 720 – Triebwerk ausgefallen!“ meldet der Flugzeugführer dem Flugleiter. Notlandung?

Aber da ist schon die Stimme vom Boden: „720 – katapultieren Sie sich!“ ...



Schleudersitz mit Stabilisationsflächen für Überschallflugzeuge.

Zeichnungen: Picht

das Flugzeug umströmende Luft als ernstes Hindernis erweist, die Geschwindigkeit würde den Flugzeugführer unweigerlich gegen das Leitwerk werfen, sobald er auch nur den Versuch unternähme, herauszuklettern.

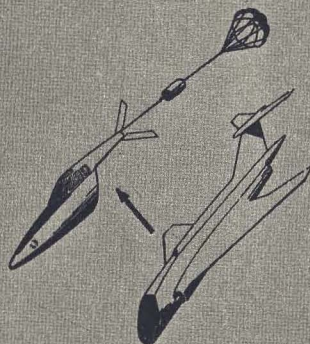
Den einzigen Ausweg, den Flugzeugführer in Bruchteilen von Sekunden von der gefährdeten Maschine zu entfernen, boten zuerst die Schleudersitze, auch Katapultsitze genannt. Ihre Entwicklung reicht bis Ende der dreißiger Jahre zurück, aber die richtige Bedeutung erlangten sie erst

„720 – katapultieren Sie sich!“

Die zunehmenden Geschwindigkeiten der Flugzeuge zwangen dazu, die Rettungsmittel für ihre Piloten zu vervollkommen. Wenn es vor 20 bis 30 Jahren bei Triebwerksausfall oder anderen Störungen durchaus möglich war, in einigermaßen geeignetem Gelände notzulanden, so ist dies heute weitaus schwieriger. Allein schon die normale Landegeschwindigkeit eines Strahlflugzeuges liegt bei 200 und mehr km/h (bei arbeitendem Triebwerk). Aber mit über 200 km/h irgendwo im Gelände zu landen, ohne die Möglichkeit des Durchstartens zu haben, ist schon mehr als ein Risiko. Da somit die Notlandung außerhalb von Flugplätzen ziemlich unsicher geworden ist, mußte notgedrungen eine größere Aufmerksamkeit darauf gerichtet werden, dem Flugzeugführer die Mittel zu geben, im Notfall seine Maschine rechtzeitig und unbehindert verlassen zu können. Allerdings haben sich infolge der höheren Geschwindigkeiten auch hier die Umstände kompliziert. Konnten sich vor 30 Jahren noch die Flugzeugführer einfach aus ihrer Kabine herausfallen lassen, ist diese Methode bei den heutigen größeren Geschwindigkeiten – von Überschallgeschwindigkeit gar nicht zu reden – unmöglich geworden. Nicht nur, daß sich die



Schleudersitz mit „Wellenbrecher“, der den Luftstrom ablenken soll.



Prinzip der Absprengung der Kabine. Das gesamte Rumpfvorderteil trennt sich im Notfall vom Flugzeug. Stabilisierungsflächen und ein Hilfschirm sorgen für eine ruhige Lage bis zum Öffnen des Hauptschirms.

seit es Strahlflugzeuge gibt. Was heißt es eigentlich, z. B. bei einer Geschwindigkeit von 1000 bis 1100 km/h das Flugzeug zu verlassen?

Die Luftströmung weist eine Geschwindigkeit auf, die die eines Orkanes um das 7- bis 8fache übertrifft. Das ist keine leichte erfrischende Brise mehr, sondern lößt sich eher mit einem wuchtigen Faustschlag ins Gesicht vergleichen. Aber heute ist Überschallgeschwindigkeit alltäglich geworden.

Was es heißt, in diesem Falle – noch keineswegs bei zweifacher Schallgeschwindigkeit – ungeschützt das Flugzeug zu verlassen, beweisen bekanntgewordene Einzelheiten von Absprüngen amerikanischer Piloten:

1955 rettete sich der Oberleutnant Molland aus einem Flugzeug vom Typ F-100, das im Sturzflug eine Geschwindigkeit über 1200 km/h erreicht hatte. Dabei löste er mit der linken Hand durch Herunterziehen des Gesichtsschutzes den Katapultmechanismus aus und betätigte mit der rechten Hand den Abwurfmechanismus des Kabinendaches. Dabei riß ihm der Luftdruck die Hand so nach hinten, daß der Arm an der Rückenlehne zersplitterte.

Durch die Kraft des Luftstromes wurden ihm beim Verlas-

sen der Kabine die Handschuhe, die Sauerstoffmaske und die Kopfhaube zerrissen. Vom Schlag der Luft erlitt er Blutergüsse unter den Augen.

Ein anderer Flieger, der Testpilot Smith, verließ sein Flugzeug bei einer Geschwindigkeit von 1300 km/h. Er stellte jedoch seine Füße nicht in die Fußrasten des Sitzes und nahm auch nicht die zum Katapultieren günstigste Haltung ein. Nachdem er das Kabinendach abgeworfen hatte, verlor er infolge des unheimlichen Lärms die Selbstbeherrschung und beugte sich weit nach vorn. Dadurch verschlechterte er seine Stellung noch mehr. Den Kopf beinahe bis zu den Knien gebeugt, die Füße in den Pedalen der Steuerung, die Hand am Gashebel, betätigte er den Katapultmechanismus. In diesem Moment verließ ihn das Bewußtsein, das er erst nach fünf Tagen wiedererlangte.

Obwohl beide Flugzeugführer beim Katapultieren schwere Fehler begingen, die ihre Lage verschlimmerten, ist ersichtlich, daß der Schleudersitz allein kein gefahrloses Verlassen des Flugzeuges bei großen Geschwindigkeiten garantiert.

Daher ist es bereits bei Unterschallgeschwindigkeiten notwendig, den Schleudersitz mit einem Gesichtsschutz für den Flugzeugführer zu versehen. Bei Überschallflugzeugen erhielten die Sitze zusätzlich einen Bremsschild, der den Luftstrom bereits vor dem Flugzeugführer abbremsen und ab-



lenken soll, sowie Stabilisierungsflächen, die den Sitz eine Zeitlang in der gleichen Lage halten.

Am meisten bekannt ist diejenige Variante des Katapultierens, bei der der Sitz nach oben herausgeschleudert wird. Begünstigt wird dies vor allem durch die Lage der Kabine. Aber in mehrsitzigen Kampfflugzeugen und auch bei einigen Jagdflugzeugen ist das Katapultieren nach unten gebräuchlich. So kann sich z. B. in einem mehrsitzigen Bomber ein Teil der Besatzung (1. und 2. Flugzeugführer) nach oben und ein anderer Teil (Steuermann, Funker usw.) nach unten katapultieren.

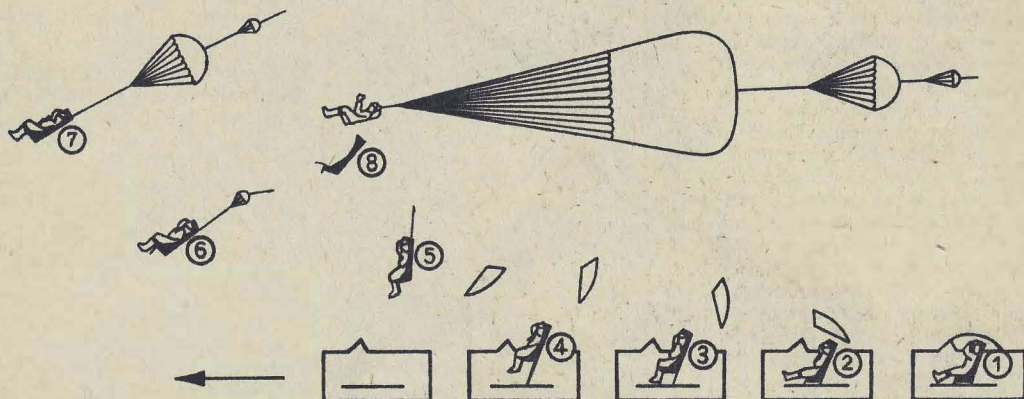
Beim Katapultieren nach unten ist zwar die Überbelastung

nicht so groß wie im entgegengesetzten Fall, aber dafür tritt ein größeres Risiko in geringeren Höhen auf.

Die Rettung der Flugzeugbesatzung bei Geschwindigkeiten, die über 3000 km/h betragen, stellte die Konstrukteure vor vollkommen neue Probleme. Es ist deshalb kein Zufall, daß die Versuche dahin gingen, den Flugzeugführer nicht nur mit seinem Sitz zu katapultieren, sondern mit der gesamten Kabine. Dabei spielt es keine Rolle, ob sich das Bugteil mit Kabine vom Flugzeug löst, oder ob die Kabine aus dem Rumpf herausgesprengt wird. Flugzeugführer oder Besatzung verbleiben also in der Kabine, die von ausklappbaren Stabilisierungsflächen im Gleichgewicht gehalten wird und die gleichzeitig die Geschwindigkeit abbremsen. Sie bleiben auch in der Kabine, wenn sich zunächst der Bremsfallschirm öffnet und später der Trägerfallschirm. Die Kabine bleibt hermetisch verschlossen, sichert mit ihrem Sauerstoffvorrat auch Absprünge aus großen Höhen, ist im Wasser schwimmfähig und außerdem mit Funkgeräten ausgerüstet, mit deren Hilfe der Flugzeugführer seine Lage mitteilen und Hilfe nach der Landung herbeirufen kann.

Derartige Kabinen gewährleisten die Rettung von Fliegern aus Höhen bis zu 50 km und bei mehrfacher Schallgeschwindigkeit.

Major Manfred Otto



Schema des Katapultierens. 1 – Auslösen des Sprengkörpers; 2 – Kabinendach fliegt weg; 3 – 4 – Katapultieren des Sitzes; 5 – Hilfsschirm tritt aus; 6 – 7 – Ausziehen des Fallschirmes; 8 – Hauptfallschirm entfaltet sich.



„AR“ wollte alle Leser zu einem großen Geburtstags-Festessen einladen. Wir bedauern sehr, ihnen heute mitteilen zu müssen:

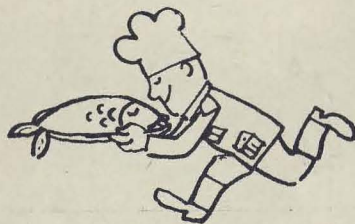
Helmut Stöhr

Der Schmaus fällt aus

Wie das Fest zu feiern sei?!
Sommers dachten wir schon nach.
Unser Koch war gleich dabei,
nahm die Angel her und sprach:
„Bis wir in den Herbst gelangen,
will ich fleißig Fische fangen,
und zum Fisch-Festschmaus, ganz klar,
laden wir die Leserschar!“

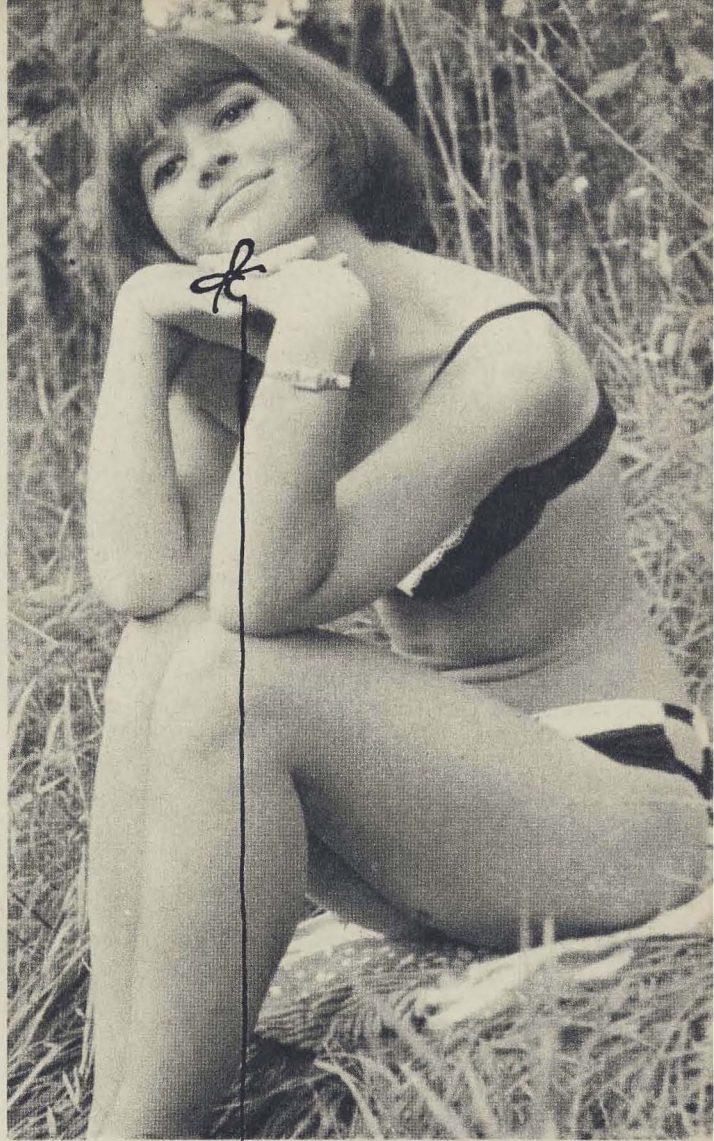
Doch im schönsten Angeln drin
sah er eine Leserin –
auf der Stelle war begeistert,
der, der sonst die Kelle meistert.





Erst noch blieb er auf dem
doch durchfuhr den Sinn d
Einer müßte ja mal kosten
und die Leserin, die kann
Zwar war er ein Licht im
doch sie ließ sich nicht bez
und sprach frisch zum An
„Nur ein Fisch – das ist zu

Ach, dem Koche von der T
war jetzt Fisch und Suppe
Ihn verlangte nach der Pu
nach dem Backfisch ohne



Posten,
s Mannes:

es:

Vürzen,
rzen

el-König:
wenig!"

uppe
schnuppe.
ppe,
chuppe.

Heiß war ihm im Herzen drinnen
etwas durch- und angebrannt.
Unsre Rundschau-Leserinnen
sind nun mal, man weiß, charmant.
So legt' er in stillem Haine
ihr sein Koch-Herz vor die Beine
und bedachte wohl nicht recht:
Ohne Herze lebt sich's schlecht.

Schließlich hielt die Schöne, Kleine
Koch und Fisch an fester Leine,
und uns blieb von Fisch und Koch
Gräte nur und Mütze noch.



Bonn-Bonn's

„Du, die ‚Frankfurter Rundschau‘ meint, daß die DDR die Wahrheit über die 40 geheimen Schubladengesetze enthüllt hat, müsse an ‚undichten Stellen‘ in Bonn liegen!“ – „Jaja, damit steht Bonn vor zwei großen Problemen!“ – „Probleme, Tünnies?“ – „Klar – Dichtung und Wahrheit!“

„Tünnies, Franz Josef Strauß nimmt Kurs auf seine Rückkehr ins Bonner Kabinett, verlangt aber ‚freie Hand‘ und ‚gewisse Flurbereinigungen!‘“ – „Kenn ich, der Kerl will im Rahmen der Flurbereinigungen einiges beseitigen!“ – „Und was?“ – „Vor allem: Grenzsteine!“



Zeichnung: Arndt

„Du, für Bundespräsident Lübke wurde in Arnshagen ein Fackelzug abgesetzt, weil man befürchtete, es kämen zu wenig Leute! Tja, und dabei hat man bei der Absetzung sogar noch eins vergessen!“ – „Was denn, Tünnies?“ – „Lübke!“

„Tünnies, in der ‚Ullstein-BZ‘ steht: Die Kapitalisten müssen sich plagen wie arme Hunde!“

„Jaja, das spüren vor allem die Arbeiter in Westdeutschland!“

„Die harte Arbeit der Unternehmer?“

„Ach wo – die Hunde-Plage!“



(UdSSR)

Krieg und Frieden [1. Teil]

Im Mosfilm-Studio hat ein Schöpferkollektiv, gepackt von dem gewaltigen Atem Tolstoischer Dichtkunst, in fünfjähriger angespannter Arbeit eine vierteilige Filmvariante des berühmten Romans geschaffen.

Es ist das Jahr 1805. In den Salons der Petersburger Gesellschaft schaut man sorgenvoll auf die Ereignisse im Westen. Bonapartes brüskierendes Verhalten läßt einen Krieg voraussehen. Obgleich heimlich begeisterter Verehrer des großen Korsen, brennt Fürst Alexej Bolkonski (Wjatscheslaw Tichonow) darauf, seinem Land zu dienen.

In diesen bereits vom Krieg überschatteten Tagen schlagen die Wellen der gesellschaftlichen Vergnügungen noch einmal haushoch. Pierre Besuchow (Sergej Bondartschuk) wird infolge eines Skandals nach Moskau verbannt. Bald darauf erbt er ein riesiges Vermögen und wird zur begehrten Partie. In diese hektischen Tage fällt noch ein anderes Fest. Natascha Rostowa (Ludmilla Sawljewa) feiert ihren 13. Geburtstag.

Das ist die Ausgangssituation für das Filmepos, das sind die drei Helden, die uns vier Teile hindurch begleiten werden; obgleich man von einzelnen Helden im eigentlichen Sinne gar nicht sprechen kann. Denn, so sagt Tolstoi: „Der wahre Held von ‚Krieg und Frieden‘ ist das russische Volk, das in patriotischer Begeisterung die in Rußland eingefallenen Horden Napoleons schlug und sich in diesem Kampf den Feinden ethisch überlegen zeigte.“

-Rs-

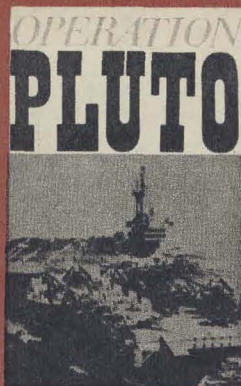


Mauerwerk elektrisch getrocknet

Das Trocknen feuchter Wände in Lagerräumen oder Unterkünften (z. B. mittels Kohlenbecken oder Trockenöfen) ist meist eine umständliche und kostspielige Angelegenheit. Weit eleganter und vor allem billiger ist eine Methode, die sich der Elektrolyse bedient.

Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, daß die Feuchtigkeit durch mikrosko-

pisch feine Öffnungen, Risse und Hohlräume in das Mauerwerk dringt (Kapillarwirkung). Zerlegen wir das eingedrungene Wasser durch die Einwirkung elektrischen Stromes chemisch in Wasserstoff und Sauerstoff, so entweichen diese Gase. Zurück bleiben Salze, die sich in den Kapillaren festsetzen, sie verstopfen und auf diese Weise das Eindringen weiteren Wassers verhindern. Für die technische Ausführung wird ein Transformator benötigt, der eine Sekundärspannung von etwa 30 Volt abgibt. Primär- und Sekundärwicklung müssen allerdings voneinander elektrisch getrennt sein! Ein Spartransformator darf nicht verwendet werden.



Günter Schumacher: „Operation „Pluto““

Die Geschichte einer Invasion „Es ist halt alles schiefgegangen“, vermag US-Generalstabschef Lemnitzer nach dem Fiasko nur noch zu sagen. Und der ehemalige Präsident Kennedy kann sich schwer von dem Makel befreien, der „Schweinebucht-Präsident“ gewesen zu sein.

1960. Über viele Monate hinweg wurde vorbereitet, ausgebildet, geprüft, verworfen, neu geplant. Das Unternehmen leitete der stellvertretende CIA-Chef Bissell persönlich. Eisenhower setzte sich dafür ein; später, als neuer Präsident, übernahm Kennedy das Projekt, ließ es noch einmal überprüfen und setzte den Angriffstermin fest: 17. April 1961.

Kubaner waren geworben worden. Männer aller Schattierungen – enteignete Grundbesitzer und Unternehmersöhne. Polizisten aus Batistas

Mordgarde, Asoziale und Verdummte. Solche, die es vorgezogen hatten, lieber ihr Land zu verlassen, als es mit Castro aufzubauen. Geld, Waffen, Ausbilder – alles gaben die Amerikaner. Nur ihre Haut hatten die Exilkubaner selbst zu Markte zu tragen. Für ihre und Amerikas Interessen.

Die ersten Bomben des Unternehmens fielen am 15. April. Aus Flugzeugen, die das Zeichen des angegriffenen Kuba trugen. In der Nacht zum 17. versuchten die ersten Söldnereinheiten den Boden Kubas zu erreichen. 72 Stunden später war alles vorüber.

Die Vereinigten Staaten hatten ihre politisch schwerste Niederlage innerhalb der westlichen Hemisphäre erlitten. Das revolutionäre Kuba seine bislang härteste Bewährungsprobe bestanden. Die Regierung Castros sieht sich machtvoll bestätigt. Die Opfer sind schwer, doch sie retten das Land vor dem Untergang. Das Buch folgt dem Geschehen in kaum noch wahrnehmbare Verästelungen, und es zeigt den einfachen Soldaten wie die Auseinandersetzungen in den Diplomatenzimmern der UNO und des Weißen Hauses. Der Autor überzeugt dort am meisten, wo er der dem Gegenstand und dem Vorhaben angemessenen Sachlichkeit treu bleibt. Reißerische Effekte machen es nicht spannender, noch fesseln sie den Leser mehr, als es die dargestellten Ereignisse von sich aus vermögen.

Thomas

Mittels Selengleichrichter oder Halbleiterdiode wird der von der Sekundärwicklung abgegebene Strom gleichgerichtet. Transformator und Gleichrichter bringt man vorteilhaft in einem gemeinsamen Gehäuse unter.

In die feuchte Wand wird knapp über der Erde auf jeder Seite eine Reihe Nägel eingeschlagen – mit einem Abstand von etwa zehn Zentimeter von Nagel zu Nagel. Bei einer Wandlänge von fünf Metern also ungefähr fünfzig Stück auf jeder Seite.

Die Nägel müssen nun durch Draht untereinander verbunden werden (am besten blankmachen und an-

löten). Danach schließt man Transformator und Gleichrichter so an, daß die eine Reihe der Nägel mit dem Pluspol und die andere mit dem Minuspol verbunden ist. Versuche ergaben, daß der Stromverbrauch an einer sehr feuchten Wand (Länge zwei Meter) zunächst etwa 100 mA betrug und später noch weiter zurückging.

Die vollständige Austrocknung dauert bei ständig eingeschaltetem Strom zwei bis drei Wochen. Ihr Verlauf läßt sich bei einiger Erfahrung gut mit einem zwischengeschalteten Milliampereometer verfolgen.

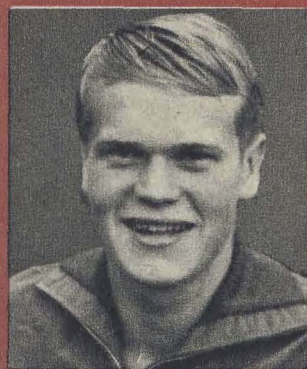
Zum Schluß werden die Nägel wieder entfernt und die Löcher vergipst.

J. Svoboda



OBERMEISTER UDO POSER

Geboren: 21. August 1947, Beruf: Fernmeldemonteurlernhrling, Klub: ASK Vorwärts Rostock, größte Erfolge: Weltrekord mit der DDR-4 X 110-Yards-Freistilstaffel (3:38,1 Min.), drei Medaillen bei den XI. Europameisterschaften 1966 in Utrecht (Gold in der 4 X 100-m-Freistil-Staffel in 3:36,0 Min./ER, Silber in der 4 X 200-m-Freistilstaffel in 8:01,6 Min./DR, Bronze über 100 m Freistil in 54,8 Sek.), SKDA-Meistertitel, deutsche Meistertitel und Rekorde.

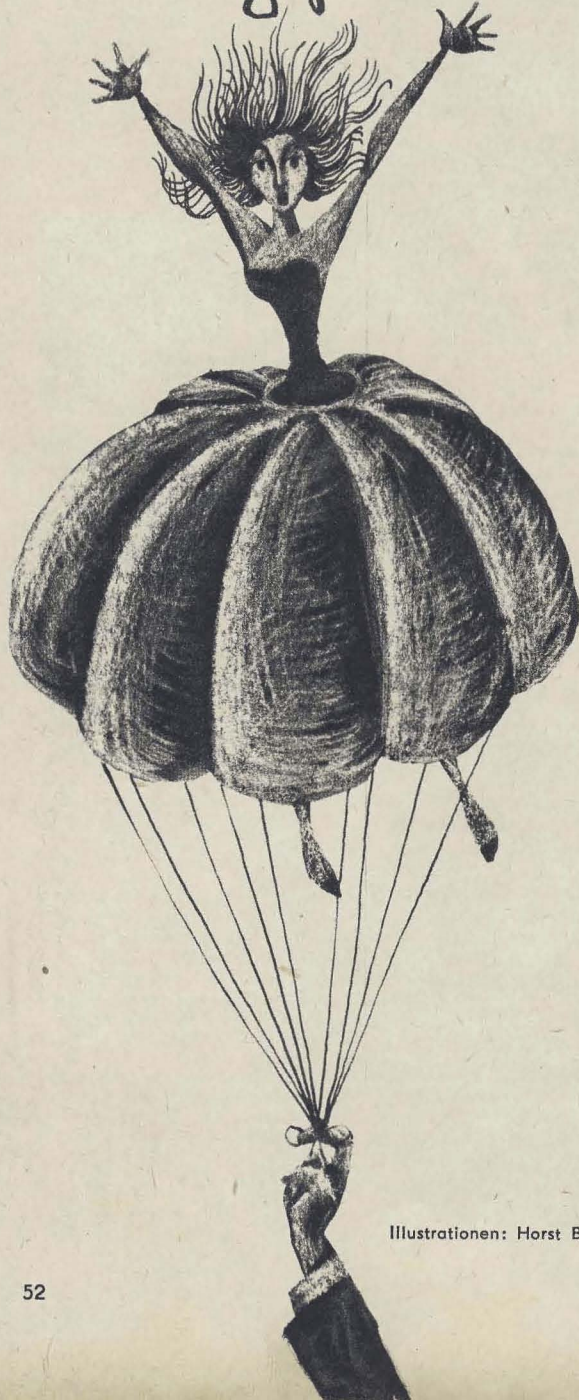


Vater Poser war vor drei Jahren gar nicht davon erbaut, daß das „Nesthäkchen“ Udo, der jüngste unter fünf Söhnen, von zu Hause ausflog. Als 13jähriger hatte er sich 1960 der BSG Eintracht Hildburghausen angeschlossen, wo Übungsleiter Hartmut Fischer das Schwimm Talent in dem großen, kräftigen Jungen erkannte. 1963 besuchte Udo ein Jahr lang die Kinder- und Jugend-Sportschule in Erfurt und trainierte in dieser Zeit bei Johannes Halbeck, dem Schwimmtrainer des SCTurbine. 1964 wurde er Angehöriger der Nationalen Volksarmee. Nach Absolvierung seiner Grundausbildung delegierte man ihn zum ASK Vorwärts Rostock, wo der Verdiente Meister des Sports Trainer Otto Kutz den jungen, hoffnungsvollen Freistilschwimmer unter seine Fittiche nahm.

Heute ist Vater Poser natürlich stolz, und die Zeitungsausschnitte mit Berichten über die Erfolge seines jüngsten Sohnes sammelt er sorgfältig. Sohn Udo wird ihm in den kommenden Jahren sicher noch einiges Material dafür liefern, denn mit seinen 19 Jahren hat er seine Laufbahn ja noch vor sich.

M.

Humor ist Cingeplant



Illustrationen: Horst Bartsch



Funker Max Schulze liegt im Revier. Er hat sich den Knöchel verstaucht und fleißig mit Borwasser gekühlt. Allmählich kommt ihm der Tag verfließt lang vor. Das linke Bein vor – das rechte nachziehend, humpelt er am späten Nachmittag zur Bibliothek. Auf dem Weg dorthin trifft er Rolf aus seinem Zug. Der fragt ihn: „Max, wo willst du denn hin?“ „In die Bibliothek, ein Buch holen!“ Ganz erstaunt sagt Rolf: „Nanu, ich denke, du bist krankgeschrieben?“



Sohn Klaus kommt nach seiner Grundausbildung bei der Marine zum erstenmal auf Urlaub und berichtet von den Schwierigkeiten, die er anfangs gehabt hat. Dann feixt er und sagt: „Aber, als ich mich entschloß, der Marine ihren Willen zu lassen, ging es ausgezeichnet.“



Wochenendurlaub – herrliches Gefühl. Soldat Meier geht seinen Freund Ede besuchen.

„Komm'ste mit ins Kino?“
– „Na klar!“

In der Straßenbahn zusammensitzend, denken die beiden an früher, als sie um diese Zeit gemeinsam von der Arbeit kamen.

An der zweiten Haltestelle wird die Bahn – wie immer – voll.

Meier steht auf und bietet einem alten Mann den Platz an.

Kopfschüttelnd meint Ede: „Wozu diese Umstände. Du bist doch nicht in Uniform!“



Am Morgen nach einem ausgedehnten Ausgang verspürt Soldat Manski einen schrecklichen Kater. Niedergeschlagen meldet er sich im Medizinischen Stützpunkt seiner Einheit und klagt über unerträgliche Kopf- und Leibschmerzen. Vermutlich habe er eine schlimme Grippe.

Doch der Sanitäter vom Dienst, ein Unteroffizier, der die Fahne des Genossen Manski längst gerochen hat, schnuppert angewidert mit der Nase und fragt: „Sie haben wohl gestern ein paar Glas Bier zuviel getrunken? Lassen Sie doch mal den Puls füh-

len.“ Dabei greift er nach dem Handgelenk des Soldaten und beginnt halblaut zu zählen. Doch allmählich wird seine Stimme immer lauter: „... 24, 25, 26, 7...“ Entsetzt unterbricht ihn der angebliche Kranke: „Nein, nein, soviel habe ich ganz bestimmt nicht getrunken, Genosse Unteroffizier!“



Wir behandelten das Problem: Anpassung des menschlichen Auges an die Dunkelheit. Im sowjetischen Lehrbuch „Militärpsychologie“ von Lukow wird aufgezählt, welche Möglichkeiten es gibt, die verhältnismäßig lange Anpassungszeit von 30–40 Minuten zu verkürzen, z. B. Beschleunigung der Anpassung durch Abkühlen des Gesichts mit kaltem Wasser oder durch gymnastische Übungen.

Ein Genosse runzelt die Stirn und meint dann: „Im allgemeinen kann man die Empfehlungen Lukows auch im Grenzdienst anwenden, — aber das mit der Augengymnastik das ist mir doch nicht ganz klar!“



Ich fragte neulich einen Rekruten, wie ihm das Soldatenleben gefalle. „Ach“, meinte er, „es ist nicht so arg. Nur finde ich, es wird zuviel exerziert und rumgejagt zwischen den Mahlzeiten.“



Der Angestellte eines amerikanischen Meinungsforschungsinstituts bei der Arbeit.

„Was meinen Sie, welches Lebensalter Sie einmal erreichen werden?“ fragt er einen 19jährigen Einberufenen.

„Mit oder ohne Johnson?“ fragt der Soldat zurück.



Sergeant Bill Barring hatte einen Verkehrsunfall gebaut.

„Erzählen Sie, wie es dazu kam?“ forderte der Sheriff.

„Also, ich fuhr die Hauptstraße hinunter“, berichtete der Sergeant, „und da kam mir plötzlich ein Betrunkener entgegen und rammte meinen Wagen...“

„Woher wissen Sie, daß der andere Fahrer betrunken war?“

„Kann gar nicht anders sein“, knirschte Bill Barring, „der Bursche fuhr einen Baum!“



Ein amerikanischer Schuhfabrikant offeriert im Kriegsministerium seine Ware: „Ich habe Schuhe mit Asbestsohlen auf Lager für den Fall, daß den Soldaten in Vietnam der Boden unter den Füßen zu heiß wird.“



Gloria ist ein empfindsames Mädchen. Gloria sitzt mit einem Soldaten auf einer Bank im Park. Nach einiger Zeit sagt sie zu ihm: „Machen Sie doch bitte Ihre Zigarette aus!“

„Warum?“ staunt er.

„Doch ganz klar: was wollen wir mit so viel Licht?“



Aus Fallschirmseide, die aus alten Luftwaffenbeständen stammte, fabrizierte eine Damenwäschefabrik in Lyon (Frankreich) intime Garnituren. Kürzlich erhielt die Firma eine Beanstandung. An der Innenseite eines zartblauen Höschens hatte man die Aufschrift entdeckt: „Erst bis zehn zählen, dann Reißleine ziehen!“



Braun war ein „Reviersoldat“ im wahrsten Sinn des Wortes. Kaum ein Tag, an dem er nicht mit einem rauhen Hals oder einem schmerzenden Rücken im Revier aufkreuzte. Er erfreute sich bei Ärzten und Sanitätsdienstgraden einer gewissen Berühmtheit. Dabei war Braun ein gutmütiger Bursche. Als eines Tages ein Kamerad von ihm mit einem entzündeten Fuß ins Revier mußte, trug er dessen Sachen. Da es regnete, stopfte er sich den Wäschebeutel unter den Mantel. Als sie in Sichtweite des Reviers waren, hörten sie, wie ein Sanitäter dem diensttuenden Arzt zurief: „Da kommt Braun. Diesmal ist er schwanger.“



„Im Gebiet Witebsk war Uschatschi eine der größten Partisanenzonen. Sie umfaßte ein Territorium von 3245 km² mit einer Bevölkerung von etwa 80 000 Menschen. 1943 standen in dieser Zone 16 Partisanenbrigaden mit 47 000 Kämpfern. Sie besaßen etwa 700 schwere und leichte Maschinengewehre und mehr als 150 Panzergewehre. In dieser Zone arbeiteten drei von den Partisanen wiederhergestellte kleinere Elektrostationen, sechs Mühlen, zwei Terpentin- und Teerfabriken und mehr als 150 kleine Handwerksbetriebe, die die notwendigsten Bedürfnisse der Partisanen und der Bevölkerung befriedigten. In den Druckereien wurden acht illegale Rayonzeitungen hergestellt. In den Ortschaften befanden sich Partisanenorganisationen, die untereinander telefonisch verbunden waren.“

(aus: „Der deutsche Imperialismus und der zweite Weltkrieg“)

In der Mitte des Raumes sitzt ein Unteroffizier der faschistischen deutschen Wehrmacht. Auf einer ausgedienten Munitionskiste hockend, schaut er wie teilnahmslos vor sich hin. Und nur ein sehr aufmerksamer Beobachter kann die schnellen forschenden Blicke bemerken, die der Gefangene unter halbgeschlossenen Augenlidern hervor auf seine sowjetischen Bewacher richtet, auf die mit Schweinsblasen bespannten Fenster, auf die aus roh behauenen Balken zusammengezimmernten Wände des einfachen aber sehr massiven Blockhauses.

Fieberhaft überlegt er, wie er hier aus dem Stab der Partisanenbrigade, wohin man ihn zum Verhör gebracht hat, wieder entfliehen könnte. Doch vorläufig scheint sich dazu noch keine Gelegenheit zu bieten.

Eine junge Dolmetscherin beginnt zu fragen: „Mit welchem Auftrag sind Sie in das Waldgebiet gekommen, in dem Sie gefangen wurden? – Sie wußten doch, daß Sie sich in Partisanengebiet begaben?“

Das Gesicht des Unteroffiziers nimmt einen treuerzig-biedereren Ausdruck an.

„Ach wissen Sie“, sagt er, „ich wollte nur mal nach den Beeren und Pilzen sehen. Das Essen ist sonst immer so eintönig. – Und das mit den Partisanen – ich hab's halt nicht geglaubt. Es wird ja so viel erzählt.“

Einen Augenblick lang sind die Partisanen ver-



blüfft. Dann fragt einer von ihnen: „Wollen Sie uns einen Bären aufbinden? Halten Sie uns für einfältig? Nehmen Sie sich in acht!“

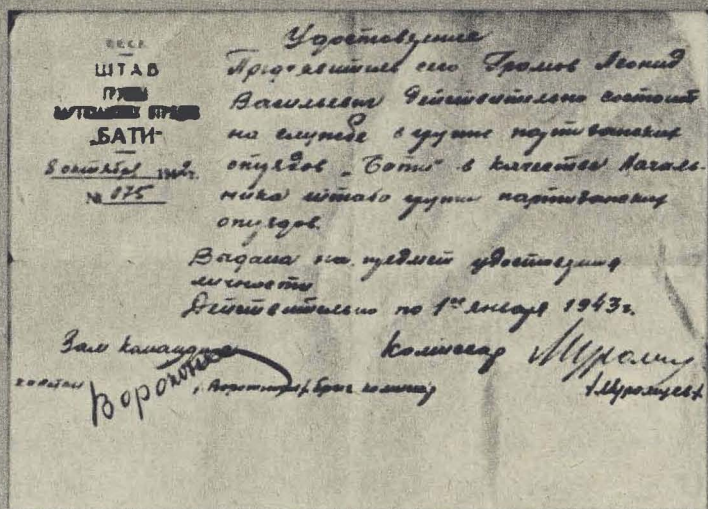
Der Gefangene schaut, als man ihm das übersetzt, nun recht erschrocken drein. „Nee sowas“, meint er dann eilig, „wo werd'ch mer denn erloom, Sie veralbern zu wolln? Ich bin nur 'n kleiner sächs'scher Bauer, der sich um keene Politik nich kümmert.“

In diesem Augenblick fährt einer der Männer neben ihm wütend von seinem Sitz hoch. „Halt' doch die Luft an!“ poltert er in fließendem Deutsch los. „Ich weiß noch nicht, weshalb du solche Mätzchen machst; aber eines steht fest: Du kannst sächseln, soviel du willst – du bist ein Ostpreuße!“

Erbleichend wendet sich der Gefangene ihm zu. Diese Zurechtweisung kam so überraschend, daß er dem anderen nur wortlos ins Gesicht starrt.

Partisanenfunker Paul Sande

Leonid Wassiljewitsch Gromow, heute Geologe und Kandidat der Wissenschaften, als Partisan. Die Bescheinigung daneben legitimiert ihn als Stabschef der Brigade „Batja“ (ukrainisch „Bati“).



„Na, los“, meint der jetzt ganz ruhig, „pack schon aus! Kannst uns ja doch nicht hinters Licht führen.“

„Wer ..., wer sind Sie? Ein Deutscher?“ fragt der Unteroffizier, noch immer verwirrt.

„Ich bin Sascha Semjonow – falls dir das was sagt“, erwidert der schmale, blonde Mann in der russischen Uniformbluse gelassen, „und nun mach endlich den Mund auf!“

Eine knappe halbe Stunde später wird der Gefangene abgeführt. Mit gesenktem Kopf tritt er zwischen zwei Wachtposten dahin.

„Paul, du bist ein Teufelskerl“, sagt der Chef-Aufklärer der Partisanenbrigade zu dem blonden Deutschen. „Ohne dich hätten wir nicht so schnell herausgekriegt, daß der Kerl ein Kundschafter ist, der uns nachspionieren sollte. Von jetzt an solltest du immer bei Verhören dabei sein – wenn du Zeit hast, versteht sich!“

Paul Sande hat jedoch nicht sehr viel Zeit. Häufig ist er unterwegs, und immer schleppt er gewichtiges Gepäck mit sich herum: Funkgerät, Batterien, Antenne, Zubehör. Nach jedem Funkgespräch wechselt er, wenn es geht, den Standort, um es den faschistischen Peilstationen schwer zu machen, ihn zu orten. Und immer begleitet ihn eine Gruppe sowjetischer Partisanen; denn: Sein Russisch ist nicht erhehend – und es könnte

leicht passieren, daß ihn Leute, die ihn nicht kennen, für einen Faschisten halten. Man gab ihm also eine „Leibwache“, die umsichtig dafür sorgt, daß ihrem „Sascha“, auch „Paul Dawidowitsch“ genannt, nichts Böses zustößt.

Die Gruppe hat sich in einer bewaldeten Schlucht einquartiert. Seit Stunden schon sitzt Paul Sande an seinem Funkgerät. Er wartet auf Nachricht aus Moskau. Neben ihm geht ungeduldig Leonid Wassiljewitsch Gromow auf und ab, Stabschef der Brigade – einer Brigade, die unter Führung ihres später legendären Kommandeurs Koljada, genannt „Batja“ (Väterchen), bekannt werden wird. Mit sechsendneunzig Partisanen nahm sie 1941 den Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge auf – jetzt, ein Jahr später, kontrolliert sie mit etwa fünftausend Mann, ostwärts von Witebsk, in der Nähe von Smolensk, ein Gebiet von über hundert Quadratkilometern.

„Noch immer nichts?“ fragt Gromow. Paul Sande schüttelt den Kopf. Freilich, die Po-2 der Brigade – ihr einziges Flugzeug –, die mit einem gefangenen Offizier nach Moskau auf die Reise geschickt worden war, fliegt nur einhundertdreißig Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit. Dennoch müßte sie nun am Bestimmungsort eingetroffen sein – vorausgesetzt, daß ihr oder dem Piloten nichts zugestoßen ist.

TATSACHENBERICHT VON GERHARD BERCHERT



Er schenkte dem Deutschen Paul Sande volles Vertrauen: Partisanenkommandeur Koljada (zweiter von links), das legendäre „Väterchen“. Fotos von Paul Sande blieben leider nicht erhalten.

Beunruhigt blicken sich Stabschef und Funker an. Der faschistische Oberleutnant war ein guter Fang gewesen. „Sascha“ hatte seine Aussagen sofort nach Moskau gefunkt, und von dort war der Befehl gekommen, den Mann unverzüglich über die Frontlinie zu bringen. Normalerweise hätte man das auf dem Landwege gemacht. Doch gerade zu dieser Zeit bereiteten die Faschisten eine großangelegte „Säuberungsaktion“ vor, hatten das Partisanengebiet abgeriegelt und ließen kaum eine Maus durchschlüpfen. Also hatte man sich entschließen müssen, den Gefangenen mit dem „Kukuruznik“, wie man jenen offenen, zweiseitigen Doppeldecker spöttisch nannte, zu transportieren.

„Hoffentlich war die Mühe nicht umsonst, Paul“, sagt der Stabschef nun, „die du dir mit dem Gefangenen gemacht hast, um ihm – wie sagst du immer? – die Spulwürmer aus der Nase zu ziehen.“

Sande winkt ab. Er scheint jetzt förmlich in sein Funkgerät hineinzukriechen. Dann richtet er sich strahlend auf. „Sie sind angekommen!“ meldet er. Schnell quittiert er den erhaltenen Funkanspruch und ruft seinen ständigen Begleitern zu: „Stellungswechsel! Helft mal schnell, die Antenne abzubauen!“

Wütend hämmern Maschinengewehre. Querschlägerschwirren mit häßlichem Jaulen zwischen Bäumen und Büschen hindurch. Handgranaten detonieren mit dumpfen Krachen.

„Nimm die Hacken runter!“ herrscht „Sascha Semjonow“ einen jungen Partisanen an, der mit bleichem Gesicht neben ihm liegt. „Die ersten paar Male hatte ich auch Angst, wenn es krachte“, setzt er dann aufmunternd hinzu. „Das gibt sich mit der Zeit.“ Ruhig rückt er sich sein Gewehr zurecht und feuert, sorgsam zielend.

Der junge Genosse neben ihm ist ein neuer Funker, den er, Paul Sande, in der Praxis des Partisanenkampfes ausbilden soll.

Die Brigade hat einen unglaublich erscheinenden Marsch hinter sich. Von drei SS-Divisionen gleichzeitig angegriffen, hatte sie sich im Oktober 1942 zur Roten Armee durchgeschlagen, um im eigenen Hinterland neue Kräfte zu schöpfen und die Brigade neu auszurüsten. Achtzehn Tage lang waren die Männer Tag und Nacht fast ununterbrochen marschiert. Paul hatte während dieser Zeit ständige Funkverbindung zu dem sowjetischen Kommando gehalten, gefunkt und geschossen, wie es gerade kam. Jetzt ist die Brigade „Batja“ auf dem Rückmarsch. Nicht im Traum haben die Faschisten damit gerechnet. Sie glaubten diesen Abschnitt im Raum Smolensk/Witebsk endgültig von Partisanen „gesäubert“.

Zwischen zwei Schüssen wirft Paul Sande einen prüfenden Blick zu seinem Schützling hinüber. Der scheint sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden zu haben. Seine Wangen zeigen normale Färbung, und ohne zu zittern ruht die Waffe in den Händen.



Die Brigade war gut organisiert und verfügte sogar über eine eigene Druckerei, die unter anderem eine „Partisanen- ausgabe“ der „Komsomolskaja Prawda“ herstellte. Sie war auch bei der Bevölkerung sehr begehrt.

Zufrieden nicht ihm sein deutscher Genosse zu. „Bald haben wir es geschafft“, ruft er durch den Gefechtslärm. „Dann sind wir wieder zu Hause.“ – Dieses „Zuhause“ ist das Partisanengebiet, sind die Blockhäuser und Unterstände, die Sande fast täglich wechselt. Tief im Herzen drinnen allerdings brennt die Sehnsucht nach der deutschen Heimat, die er nach dem Kriege, nach dem Sieg über die Faschisten wiederzusehen hofft.

Seine Sehnsucht soll sich nicht erfüllen.

Wenige Tage nach Beendigung des „großen Marsches“ hat Paul Sande sein zeitweiliges Quartier bei einer der Abteilungen seiner Brigade aufgeschlagen. In einem nur aus sieben Häusern bestehenden winzigen Dörfchen spannt er seine Antenne aus und gibt die ihm aufgetragenen Funksprüche durch. Wie immer hat er es eilig. „Schnell!“ sagt er wie üblich. „Stellungswechsel!“ Da erfüllt plötzlich das Dröhnen von Flugzeugmotoren die Luft. Neun Bomber mit dem Balkenkreuz der deutschen Faschisten auf Rümpfen und Tragflächen fallen über das Dorf her.

Es dauert nur Minuten, bis sich die sieben Häuser in qualmende Ruinen verwandelt haben.

Erschüttert stehen bald darauf die Delegationen aus den Abteilungen der Brigade am Grabe ihres „Sascha“ und der zwanzig Genossen, die mit ihm fielen.

Fast vierundzwanzig Jahre später spricht in Moskau ein Redakteur der „Armee-Rundschau“ mit Leonid Gromow, dem ehemaligen Stabschef

„Batjas“, über den deutschen Partisanenfunker Paul Sande. Und Leonid Wassiljewitsch erzählt, als seien erst Wochen seit den damaligen Geschehnissen verstrichen.

„Wir mochten Paul gut leiden“, meint er. „Von Gestalt war er nicht groß – aber immer lustig. Soviel ich weiß, stammte er aus Berlin. 1937 wurden seine nächsten Angehörigen von der Gestapo verhaftet und ins KZ gebracht. Er selbst konnte fliehen und emigrierte in die Sowjetunion. Ob er wirklich Paul Sande hieß, haben wir nie erfahren. Jedenfalls arbeitete er unter diesem Namen in einer Moskauer Kugellagerfabrik. Seine Frau nannte sich Irina Sande.“

In der Sowjetunion wurde Paul als Boxer bekannt. Er erkämpfte sich den Titel „Meister des Sportes“. Mit Kriegsbeginn trat er einer internationalen Tschekistenbrigade bei und kam nach seiner Ausbildung im Frühjahr 1942 zu uns. Damals war er sechszwanzig oder siebenundzwanzig Jahre alt.“

In seine Erinnerungen versunken, schweigt Genosse Gromow einige Augenblicke. Ich frage nach der letzten Ruhestätte des fallenen deutschen Partisanen und erfahre, daß er nach dem Kriege nach Prischewalskoje, einem Ort nördlich Smolensk, übergeführt und auf dem dortigen Partisanenfriedhof beigesetzt wurde.

„Die Schüler des Ortes haben die Pflege der Gedenkstätte übernommen“, sagt Leonid Gromow abschließend, „und eine Pioniergruppe trägt den Namen ‚Paul Sande‘.“



*Nachdem Glückwunsch
Herrn Rorschau*

ten der Genossen so ungeschminkt und echt wiederzugeben, gelangte sie zu einer Popularität, die sich unbedingt positiv auf die politische Meinungsbildung unserer Soldaten auswirkt.“

„Was wäre Ihre erste Amtshandlung als Chefredakteur der ‚Armee-Rundschau‘?“

Kapitän zur See Tschernousko, Moskau:

„In jeder Nummer würde ich einen Beitrag in der Sprache eines der Warschauer Ver-

Fortsetzung von Seite 33

Artgenossen im Tierreich höchst selten vorkommen, und wenn es geschieht, hat das eigentlich mehr den Charakter eines Unfalls. Im Tierreich wird gekämpft zwischen Artgenossen aus zwei Gründen: Erstens in der Zeit der Fortpflanzung. Da geht es um den Besitz des Weibchens und des Brutreviers. Zweitens wird gekämpft um den Wohnbereich, die Heimat. Aber diese Kämpfe sind fast alle ritualisiert. Man könnte sie eher Turnierspiele nennen. Dabei stellen wir fest, daß die meisten Tiere, die Waffen besitzen, wie Hörner, Geweihe usw., bei diesen ritualisierten Kämpfen immer Waffe gegen

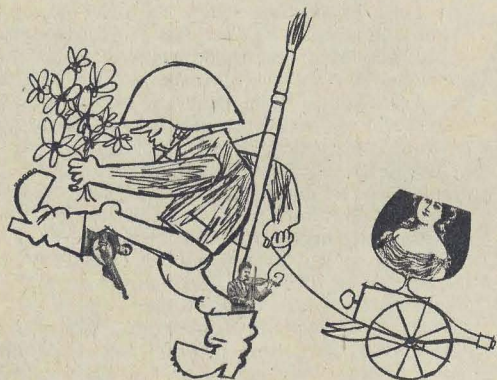
Waffe einsetzen. Also, es schlagen Geweihe aufeinander, es schlagen Hörner aufeinander, und wenn z. B. der andere in eine Situation kommt, daß er die ungeschützte Breitseite bietet, dann hört der Gegner auf zu kämpfen! Aber über all das könnte ich ja mal einen Beitrag für die ‚AR‘ schreiben.“

„Haben Sie den Eindruck, daß in Ihrer Einheit auch das Lesen der ‚AR‘ das politisch-moralische Niveau der Armeeangehörigen beeinflusst!“

Unterleutnant Eberhard Derrig, FDJ-Sekretär: „Auf Grund dessen, daß es die ‚AR‘ versteht, das Leben in unserer Armee, vor allem das Verhal-

In der „Grünen Linde“ blühte – der Twist. Ein Major, Redakteur der „Armee-Rundschau“, wollte nach getanem Dienstreisetagework beweisen, daß Redakteure mit allen Wassern gewaschen sind, auch mit dem Schweiß des Twistes. Dafür mußte er sich wenig später von einem Hauptmann an der Bar die kalte Dusche verabreichen lassen: „Sagen Sie, haben Sie Oberst Richter nicht gelesen?“ Da betraten ein paar Soldaten das Etablissement und wieder hieß es: Twist again, und wieder verteilte der Hauptmann mißbilligende Blicke, worauf ihn etwas später ein Soldat ansprach: „Genosse Hauptmann! Was haben Sie nur gegen Twist? Haben Sie Oberst Richter nicht gelesen?“

Major Heinz Huth



*Armee-Rundschau zeichnet
R. September 1961 zum
Jahrestag*

trags-Staaten drucken lassen. Außerdem müßte man durch Veröffentlichung eines entsprechenden Wörterbuches versuchen, die speziell den Seeleuten sehr verbundenen Delphine als Leser der ‚AR‘ zu gewinnen.“

Major Blecha, Prag:

„Ich würde zunächst zwei Dinge durchsetzen:

1. daß die für die Umschlagseiten zuständigen Genossen mehr Geld und dazu 5–10 Seiten im Innenteil des Heftes erhalten;
2. daß die Zeitschrift 24mal im Jahr erscheint.“

FEURIGGROTE PERLENKETTEN

Der Abend glättet das Meer.

Auf das von Flut und Sturm zernagte Steilufer ducken sich die Zelte der Soldaten.

Rauh knirscht der Sand unter den Stiefeln des Postens, der seine Schritte zählt.

Über die Planen der Selbstfahrlafetten und Geschütze spannen sich tarnende Netze. Nur die Parabolspiegel recken sich in die nahende Nacht.

Ein Feuer flammt auf. Die Kanoniere kauern sich um die funkensprühenden Scheite. Ein Genosse erzählt ein Erlebnis vom letzten Gefechtsschießen, ein anderer trägt das Lied von der guten, alten Bimmelbahn vor. Eine Kapelle spielt auf, Gitarre, Akkordeon und Baß.

Soldatensonntag – irgendwo zwischen Lübecker Bucht und Odermündung. Es ist schon Nacht. Und der Posten zählt seine Schritte.

Treffer!

Oberstleutnant Gertler ist ein unruhiger Geist. Eben noch war er bei den Solobatterien der Flak-einheit, schon ist er bei den „kleinen Spritzen“ des Mot.-Schützentruppenteils.

Ein blutjunger Unteroffizier korrigiert das Schießen auf das Seeziel:

„Eine Viertelfigur links!“

Günter Gertler kraust die Stirn.

„Viertelfigur? Genosse, haben Sie sich eine eigene Dienstvorschrift ausgeknobelt?“

Das klingt barsch. Der Unteroffizier errötet unter dem Stahlhelm. Er wollte es besonders gut machen ...

„Wir bleiben lieber bei der ganzen und der halben Figur“, meint der Oberstleutnant. „Dann treffen wir auch, sonst – geht's daneben.“

Minuten später fragt der Oberwachmeister, der das Schießen des Zuges leitet:

„Wollen Sie nicht auch eine Trommel leerschließen?“

Wie ein junger Kanonier schwingt sich der breit-schultrige Offizier in den Sitz des K 1, visiert, korrigiert und befiehlt: „Feuer!“

Das auf den Zwilling montierte Maschinengewehr belfert.

„Volltreffer!“ schreit der Unteroffizier am Flak-ferrohr.

Noch einmal peitschen die Garben in Richtung See.

„Treffer! Treffer!“

Der Oberstleutnant springt aus dem Sitz. Der „Viertelfigur-Unteroffizier“ kommentiert: „Donnerwetter!“

Unbeabsichtigtes Lob

„Gefechtsbereitschaft herstellen!“ hallt der Befehl in die Dunkelheit.

Die Männer der zweiten Besatzung sitzen auf. Alles bedarf nur Sekunden.

„Fliegeralarm! Über 0-Punkt zwei! Auf Stuka!“

Ein feines Zucken geht durch die Selbstfahrlafette. Der Turm dreht sich. Die Rohre erfassen das Ziel. Grellorange stürzt die Scheibe vom Nachthimmel.

„Feuer!“

Die Geschosse suchen sich ihr Ziel. Die Magnesiumkugeln sprühen Funken.

„Toll!“ Oberwachmeister Wolfgang Klös möchte jubeln. Nichts ist so schwer wie das Schießen auf Sturzkampfbomber ...

In seiner alten Besatzung, ja, da hatte er einen Tausendsassa von K 1! Der brachte von zwölf Schüssen neun Treffer in den Fünferstrichkreis.

Aber auch der Manfred Rezehaczek, bislang Visierkanonier, hat das Fingerspitzengefühl. Stünde der Sicherheitsoffizier auf dem Schießplatz direkt hinter ihm, nervös würde er dennoch nicht.

Sorgen gibt es eigentlich nur mit den Ladekanonieren. Klaus Wittig ist der schnellste „Ladehugo“ der ersten Batterie, aber Helmut Jäger ...

EPISODEN, GEDANKEN, GESPRÄCHE AM MEER

VON ROLF-PETER BERNHARD

Immer wieder hatte Wolfgang Klös mit dem Junior seiner Besatzung trainiert. Helmut Jäger aber klebten die Granaten wie Magnete an den Händen. Der Knoten wollte einfach nicht platzen. Ein Zwillingsgeschütz hat nur dann seine volle Wirkung, wenn zwei Geschosse die Rohre verlassen, wenn beide Ladekanoniere synchron arbeiten.

Nun scheint Jäger es endlich im Gefühl zu haben. Das Gefechtsschießen mit scharfer Munition wird es beweisen. Hoffentlich!

„Fliegeralarm! – 0-Punkt vier!“

Die Gesichter der fünf im Turm der „Fla“ werden hart. Die schlanken Rohrpaare schwenken um hundertachtzig Grad.

„Auf Fallschirmjäger!“

Im nächsten Moment ist die am Fallschirm pendelnde Leuchtbombe im Visier.

Das aufgespannte Maschinengewehr bellt.
Treffer!

„Kanonier Jäger!“ Der Bordsprechfunk verzerrt die Stimme des Kommandanten. „Schneller entladen! Ruhiger werden, viel ruhiger!“

„Er macht sich gut“, murmelt Wolfgang Klös vor sich hin. Aber er vergaß, die Sprechaste des Kehlkopfmikrophons loszulassen. Sein K 4 versteht jedes Wort, deutlich und klar.

Es ist ein schönes Lob, dieses heimliche, unbeabsichtigte.

Der Kommandant erinnert sich

Die Nächte sind kalt. Die feuchte Luft kriecht in die Zelte.

Wir rauchen Casino und trinken eiskalte Selters. „Zielwasser“ gibt es nicht.

„Ganze sechs Wochen war ich Soldat, da wurde ich auch schon zur Unteroffiziersschule kommandiert“, beginnt der blonde Klös zu erzählen. „Damit stand für mich eigentlich schon fest, daß ich mir den Winkel auf den Ärmel nähen mußte.“

„Mußte?“ unterbreche ich ihn.

Der Unterwachtmeister nickt.

„Ich bin Maurer von Beruf. Bevor ich es würde, habe ich drei Jahre lang tüchtig lernen müssen. Ich meine, daß auch ein Fla-Kommandant seine drei Jahre braucht, um wirklich ein Fla-Kommandant zu sein.“

Die Zigaretten werden feucht. Drei Zündhölzer verbrauchen wir bis zur Kippe.

„Im Herbst 1964 übernahm ich meine Gefechtsmaschine. Alle Genossen der Besatzung waren ausgefuchste Flakartilleristen. Auch waren die meisten längst verheiratet, hatten Kinder.

Nun kam ich, ein neunzehnjähriger Spund, hinzu. Als Vorgesetzter. Mir war nicht wohl in meiner Haut.

Aber das erste Schießen auf Luftziele brachte uns gleich eine glatte Eins. Das stärkte mein Selbstvertrauen.

Und dann kam es.

Übung des Verbandes im Frühjahr 1965. Es war hundekalt. Wir froren wie die Schneider. Ein harter Marsch.

Plötzlich scherte unsere SFL links aus. Maschinenschaden. Kaum waren wir wieder ein paar Kilometer hinter der Kolonne hergefahren, da streikte die gute alte Fla ein zweites Mal.

Unser Offizier für Technische Ausrüstung wollte uns abschreiben. Er hielt die Reparatur unter freiem Himmel bei diesem Wetter für aussichtslos. Ausfall?

Wieder gingen wir mit feuchtklammern Fingern an die Arbeit. Der Magen kehrte sich um. Wir hatten nichts zu essen, nichts zu trinken, nichts zu rauchen. Und der Frost klirrte.

Bauernjungen aus dem nahen Dorf brachten uns Brote und warmen Tee. Nach stundenlanger Arbeit griffen die Ketten wieder vorwärts.





Nichts wie der Einheit nach! Aber wenn man schon Pech hat, dann hat man's gründlich. Wir gerieten beinahe in eine 'gegnerische' Panzer-einheit! Das hätte den absoluten Ausfall unserer Besatzung ergeben – unser Hungern und Frieren, unser Schuffen und Rackern wären umsonst gewesen.

Wir schafften den Anschluß ...

Die Besatzung erhielt eine Urkunde. Unser K 1 wurde vorzeitig zum Gefreiten befördert."

„Und Sie, Genosse Klös?" frage ich.

„Ich wurde mit dem Leistungsabzeichen ausgezeichnet", sagt Wolfgang Klös bescheiden.

„Ich war glücklich. Über das Abzeichen. Über meine Besatzung. Über mich ..."

Viermal wurde Genosse Klös seit dem Mai 1964 mit dem Bestenabzeichen geehrt. Er erwarb das goldene Sportabzeichen und bereitet sich auf die Prüfung für das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold vor, das bis heute noch niemand aus der 1. Batterie am Uniformrock trägt.

Ein Maurer aus Rangsdorf, einer der dabei war, damals vor fünf Jahren, am 13. August – als Maurer.

„Wir sind ein gutes Kollektiv"

Im Gefechtsstand der 2. Batterie treffe ich auf den Gefreiten Peter Schönfeld, einen hochaufgeschossenen, breitschultrigen Mann.

Zum ersten Male ist er in einem Feldlager, zum ersten Male bereitet er sich auf ein Schießen mit scharfem Schuß vor – und das gleich als Führungsgruppenführer.

„Mir ist ein wenig mulmig", gesteht Peter Schönfeld. „Vor allem bange ich um das Spiegelbild-schießen. Theoretisch habe ich es wohl intus, aber praktisch ... Schauen Sie, so funktioniert es."

Der Gefreite zieht ein Büchlein aus der Tasche.

Mit sorgfältiger Schrift hat der Meß- und Regelungsmechaniker seine Aufzeichnungen gemacht, seine Skizzen und Berechnungen.

Kontrollpaar, Parabolspiegel, Richtpunkt, Spiegelbildebene. Die Begriffe schwirren mir durcheinander.

Als wolle er sich selbst überprüfen, klappt er das Buch zu. Mit einem Stück Holz zeichnet er das Schema vor mir in den Sand.

„Das sieht alles so einfach aus", wage ich zu bemerken.

Der Genosse nickt.

„Darum wohl auch ist es so schwer zu machen. Na, wir werden es schon schaffen. Wir müssen es."

War es der Politstellvertreter der Einheit, oder war es der Parteisekretär? Einer jedenfalls hatte mir erzählt, daß dieser junge Gefreite vielen Unteroffizieren ein Vorbild sei.

Warum?

Mich interessiert seine Vergangenheit.

Ich erfahre, daß Wolfgang bereits zweieinhalb Jahre Uniform getragen hatte, Wachtmeister war er, in einem Volkspolizeikreisamt.

„Die Zeit wird mir in der Armee nicht angerechnet. Ich hätte in einer Bereitschaft dienen müssen ..."

Nicht angerechnet?

Erst seit dem 2. November ist Peter Flakartillerist, und schon hat er eine wichtige Funktion in der Batterie auszufüllen. Ihm unterstehen die Aufklärer, die Rechner, die Funker. Ohne seine und ihre Arbeit wäre die Solobatterie ohne Augen, ohne Ohren – ohne Hirn.

Ist das kein „Anrechnen"?

„Sind Sie Parteimitglied?" will ich wissen.

Peter Schönfeld zieht das rote Buch aus der Drilltasche. Es ist mit dem 21. Januar 1965 datiert. „Ein Jahr zuvor wurde ich Kandidat. Familientra-

dition. Vater ist Kommunist, Mutter, meine Schwester."

"Und Ihre Frau?"

Der Gefreite nickt zustimmend.

"Wahrscheinlich auch schon. Als ich das letzte Mal in Schönhausen an der Elbe war, hatte sie gerade den Fragebogen erhalten."

Ich möchte dem Jungen auf die Schulter klopfen. So sehr imponiert er mir. Ich stelle noch eine Frage:

"Wie sieht es mit der Disziplin in deiner Gruppe aus? Gibt es besondere Vorkommnisse, Bestrafungen, Arrest?"

"Solange ich in der Führungsgruppe bin, kennen wir solche Dinge nicht. Nur er", Peter weist auf einen spitzbübisch lächelnden Genossen, nennt aber seinen Namen nicht, „hätte neulich beinahe ein Ding gebaut. Eingeschlafen war er, zu lange aus gewesen, und kam beim Alarm zu spät. Wir machten daraus nicht gleich ein großes Theater. Wir haben uns mit ihm unterhalten, ernsthaft, aber nicht laut. Ich meine, das wird ihm nie wieder passieren."

"Und ist das dein Erfolg, Genosse Schönfeld?"

"Wir sind ein gutes Kollektiv. Da wirkt jeder auf jeden ein. Zum Guten."

"Also, dann wird es auch mit dem Spiegelbild-schießen klappen?"

"Ach so", Peter lacht. "An mir soll es nicht scheitern. Wir wissen doch, warum es klappen muß."

Wir wissen doch, warum . . .

Ich habe vor der 2. Batterie gelesen und vor der 1., Erzählungen, unveröffentlichte. Selten hatte ich so aufmerksame Zuhörer. Am besten gefiel allen meine Geschichte „Bange Abendminuten“. Sie löste viele Gespräche aus, aber keinen Streit.

Wir schauen der Sonne nach, die in den Wellen zu versinken scheint. Wir denken an zu Hause.

"Käme jetzt ganz unerwartet Alarm, aus der Sonne heraus würden Jabos stoßen, feindliche, mordlüsterne Jabos, woran würden Sie denken?"

Die Männer um mich, ein Gefreiter, ein Unteroffizier, ein Leutnant schauen mich an.

Ich lese in ihren Augen, daß meine Frage unverhofft kommt. Sie nehmen sie ernst.

"Mein erster Gedanke wäre wohl sehr eng begrenzt. Ich würde nur an unsere Besatzung denken oder auch das nicht einmal. Drei Worte nur würde ich immer wieder sagen: Holt ihn runter! Holt ihn runter! Egal wer, aber 'runter muß er!'"

Das sagt der Rostocker Schauspieler Nietz. Als er drei Tage die Uniform trug, glaubte er, es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren zu können, auf einen Menschen zu schießen. Auf einen Menschen.

"Würden Sie auf das Hoheitsabzeichen achten?" Wieder eine Frage, die provokatorisch klingt, nicht aber so gemeint ist.

"Nein. Dafür gäbe es gar keine Zeit. Es wäre auch sinnlos. Wer auf uns schießen will, auf den schießen wir. Bevor er zum Schießen kommt. Gleich, welcher NATO-Nationalität er wäre. Feind ist Feind."

Unteroffizier Gerber nickt. Leutnant Ficker schweigt still vor sich hin. Sie denken das gleiche, wir denken das gleiche.

Wir wissen doch, warum . . .

"Ich will Ihnen etwas verraten. Seit der Bukarester Konferenz hören wir jeden Tag sehr aufmerksam die Nachrichten."

Unterwachtmeister Klös schaut mir unverwandt in die Augen. "Ich würde nicht eine Minute zögern, um meine Unterschrift zu leisten. Das hört sich vielleicht sehr heroisch an. Es ist aber so. Mit mir gingen wohl die meisten von unserer Batterie nach Vietnam . . ."

"Und Ihr Mädel daheim? Isolde?"

Der Junge nickt.

"Glauben Sie, ich würde nur schöne Augen heiraten, gerade Beine . . ."

Ich glaube es ihm.

Wir wissen doch, warum . . .

Im Med.-Punkt spielt der Arzt Banjo. Er singt die Frage, ob wohl auch jene Mordbrenner, die über Hanoi ihre verderbenbringende Last abwerfen, Kinder und Mütter haben, daheim in USA.

Selbst hat er die Verse geschrieben und die Melodie, selbst trägt er seinen Song vor. Und da es ihm um die Solidarität mit den Schwestern und Brüdern in Vietnam geht, steht oft auf der Spendenliste als erster Name der seine: Hauptmann Dr. med. Harald Cornelius.

Wir wissen doch, warum . . .

Nacht am Meer

Der Abend glättet das Meer.

In den Zelten verlischt ein Licht nach dem anderen.

Schwarz wird das Wasser, schwarz der Himmel. Vom Himmel fallen sonnengrelle Leuchtbomben. Geschosse hüpfen wie flache Kiesel über die Wellen, um in ihnen zu versinken.

Flak-Feuer.

Aus der Ferne hallen die Salven einer Batterie „Hunderter“ herüber. Leichtere Geschütze fallen ein. Zwillingsrohre belfern Serie um Serie.

Flak-Feuer.

Weit auf der See fädelt Leuchtpurmunition feurigrote Perlenketten an den Nachthimmel. Die Matrosen. Der Küstenschutz.

Flak-Feuer.

Rauh knirscht der Sand unter den Stiefeln des Postens. Er hat die Sonne beobachtet. Mit ihrem Untergang hat sie ihm verraten, daß morgen ein wolkenloser Tag anbrechen will.

Und der Posten zählt seine Schritte.

Es ist Nacht zwischen Lübecker Bucht und Odermündung.



Unsere Welt hat ein Millionen- gesicht



*Vietnam, dein Himmel ist grau,
die Asche fällt heiß in den Tau.*

*Der Glutwind kam
bis nach Gia Lam,
den die Flamme schlug,
die Sterben trug.*

*Unsere Welt hat ein Millionengesicht,
das schaut hin und verurteilt den Krieg.*

*Der Dollar wiegt schwer, doch er hat kein Gewicht,
und es setzt ihn kein Mensch mehr auf Sieg.*

*Vietnam, du warst nicht allein,
du wirst es in Zukunft nicht sein.*

*Die Front ist breit
und zum Kampf bereit,
die den Yankee zwingt
und Frieden bringt.*

*Unsere Welt hat ein Millionengesicht,
das schaut hin und verurteilt den Krieg.*

*Der Dollar wiegt schwer, doch er hat kein Gewicht,
und es setzt ihn kein Mensch mehr auf Sieg.*

*Vietnam, dein Himmel wird blau,
es grünt wieder Bambus im Tau.*

*Der Reis wird blühen
für dein Volk, das kühn
langer Dschungelnacht
ein Ende macht.*

*Unsere Welt hat ein Millionengesicht,
das schaut hin und verurteilt den Krieg.*

*Der Dollar wiegt schwer, doch er hat kein Gewicht,
und es setzt ihn kein Mensch mehr auf Sieg.*

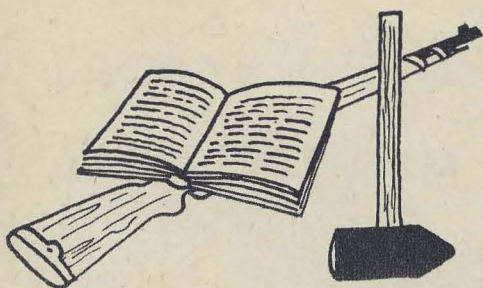
Nebestehender Song
von Bodo Krautz (Text)
und
Ofw. Rainer Gäbler (Musik)
entstand
im Auftrage
des Armee-Filmstudios
der NVA für die
Armee-Filmschau 10/66.
Durch die Interpretation
des Songs
vor neuen
ausdrucksstarken
Bilddokumenten
(siehe rechte Fotos)
wird eine hohe
künstlerische Wirkung
erzielt,
an der
die talentierte
Nachwuchssängerin
Regina Thoss
wesentlichen Anteil hat.





Soldaten

schreiben für Soldaten



Mein Kommandeur

*Er hat der Armee Soldaten erzogen,
Tausend Soldaten und mehr.
Er hat unserm Staate Kämpfer erzogen
– mein Kommandeur.*

*Er stand an der Werkbank mit leerem Magen.
Doch sein Kopf war nicht leer.
Drum griff er zur Waffe in schweren Tagen
– mein Kommandeur.*

*Er trug Blau. Dann Khaki. War voller Eifer.
Lernte. Und lernte oft schwer.
Er wuchs mit dem Kollektiv, wurde reifer
– mein Kommandeur.*

*Er war dabei im März vor 10 Jahren.
Offizier im Arbeiterheer,
mit Unterstellten, die Freunde waren
– mein Kommandeur.*

*Er hat der Armee Soldaten erzogen,
tausend Soldaten und mehr.
Er hat unserm Staate Kämpfer erzogen,
– er hat unserm Land Sozialisten erzogen
– mein Kommandeur.*

Obltn. Dr. Harald Cornelius

"Morle"

Seit einer Woche standen wir Wache, mitten im Wald zur Sicherung eines wichtigen Objektes. Immer das gleiche Lied: Wache, Bereitschaft, Ruhe. So würde es noch einige Zeit weitergehen. In dieser Situation war jede Abwechslung willkommen. So auch eine schwarze Katze.

Keiner wußte eigentlich, wo sie hergekommen war. In weitem Umkreis stand kein Haus. Hinter einem eben abgelösten Posten schlüpfte sie eines regnerischen Tages ins Wachlokal, setzte sich in die Nähe des geheizten Ofens und verfolgte mit argwöhnischen Blicken jede Bewegung der Soldaten, die gerade ihr Mittagessen einnahmen. Trotz des regennassen Felles sah sie gepflegt aus. Pechschwarzes Fell und zwei weiße Vorderpfötchen. Ein Anblick für Katzenliebhaber.

Wir servierten ihr auf einem alten Teller einige Speisereste. Nachdem sie mit großem Appetit den Teller sauber abgeleckt hatte, machte sie nicht die geringsten Anstalten, ihren Besuch zu beenden. Sichtlich zufrieden kroch unser Gast unter den Ofen, was von uns mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Einige hatten Katzen gern, andere wollten von diesen Tieren nicht allzuviel wissen. Aber unsere Katze störte das nicht. Sie blieb und gehörte in der Folgezeit zum lebenden Inventar des Wachlokals.

In der wachfreien Zeit spielten wir mit ihr, was auch ihr sichtlich Vergnügen bereitete. Diejenigen Soldaten, die sie besonders gern mochten, nannten sie von nun an „Morle“.

Morlerevanchierte sich. Als Fachmann im Mäusefangen nahm sie als erstes Objekt das gesamte Wachgebäude unter ihre Katzenlupe. Aber hier war die Ausbeute wenig ergiebig.

„Morle“ entdeckte bald, daß es im Postenbereich dagegen von Mäusen nur so wimmelte. Anscheinend wuchs ihr die Arbeit über den Kopf, denn eines schönen Morgens hatte unser „Morle“ plötzlich eine Gehilfin; eine graue, etwas verwildert aussehende Katze. Für die Mäuse begann eine schlimme Zeit. Von den Soldaten wurde auch die graue Katze in die Wachfamilie aufgenommen.

So vergingen die Tage, ohne daß jemand am Gastrecht der beiden Katzen auf der Wache Anstoß genommen hätte. Die Graue verschwand eines Tages genauso plötzlich, wie sie gekommen war. „Morle“ betrübt das nicht im geringsten. Sie ging weiterhin fleißig auf Jagd im Postenbereich.

Eines nachts, es war stockfinster, marschierte Soldat K. seinen Postenbereich ab. Der Sturm heulte. Verdorrte Äste brachen von den Bäumen und Wolken von Laub wurden in die Lüfte getragen. Der Posten horchte gespannt in die Nacht, die entscherte Maschinenpistole im Hüftanschlag.

In einer solchen Nacht kommt ein einsamer Posten im Wald mitunter auf allerlei schaurige Gedanken, und hinter jedem Baum vermutet er eine Gestalt. Mit derlei Gedanken beschäftigt, lief auch Soldat K. gemächlich seinen Postenschritt, als plötzlich ein Ast knackte, irgend etwas seine Nase streifte und gleichzeitig etwas Schweres in sein Genick fiel.

Dem Soldaten stockte der Atem. Kalte Schauer liefen ihm über den Rücken. In dieser Schrecksekunde zog er am Abzug seiner MPi – die Schüsse wurden vom Geheul des Sturmes verschluckt. Seine Waffe in der Hand, stand der Soldat da. Die Augen versuchten die Finsternis zu durchdringen – der Druck im Genick war gewichen.

Der Posten hatte sich noch nicht von seinem Schrecken erholt, da hörte er Schritte. „Halt! Wer da! Stehenbleiben oder ich schieße!“ schrie er in die Finsternis.

Es war der Wachhabende, der Posten machte ihm Meldung. In diesem Moment hörte er zu seinen Füßen ein leises „Miau! Miau!“. Er traute seinen Augen nicht, um seine Füße schwänzelte „Morle“. Erschreckt durch die Schüsse, schauten ihn zwei grüne Lichter ängstlich an. Trotz der ersten Situation konnte sich der Unteroffizier ein Lächeln nicht verkneifen. Wenn es heller gewesen wäre, hätte er das bis über beide Ohren rote, verlegene Gesicht des Soldaten sehen können. Telefonisch wurde die Meldung über das „besondere Vorkommnis“ weitergegeben.

Am folgenden Tag bekam „Morle“ wie immer ihr Essen. Die Posten waren niedergedrückt, und auch bei den Wachfreien kam keine richtige Stimmung auf, denn jeder ahnte, was nun geschehen würde. „Morle“ mußte weg, das war Be-

fehl vom Kommandeur. Niemand von uns hätte ihr etwas antun können. Dazu hatten wir sie zu sehr ins Herz geschlossen.

Wohin mit „Morle“? Schließlich hatte einer von uns eine Idee, wie man „Morle“ kurz und schmerzlos beseitigen konnte: Er nahm sie am nächsten Wochenendurlaub einfach mit zu sich nach Hause! Als unser Katzenliebhaber stolz mit seinem schwarzen „Morle“ auf dem Arm durch das Tor marschierte, präsentierten die Torposten scherzhaft ihre MPis.

Unterfeldwebel H. Friedemann

Der General und ich

Seit zwei Tagen bereite ich das Schießen aus der Bewegung vor. Diese Übung ist die Klippe jedes Ausbildungshalbjahres.

Schießen können die Jungs, die Ziele treffen sie, aber die Zeit schaffen sie nicht.

Auf solchen Bahnen kann der Panzer die zehn Stundenkilometer nie fahren. Das Langsamfahren kostet zuviel Zeit.

Das bringt dem Schützen eine Fünf.

Der Kompanie auch.

Das ist meine Note.

Nach jedem Schuß müßte der Fahrer in hoher Geschwindigkeit fahren. Dazu gehört aber ein eingespieltes Kollektiv. Mit den strukturmäßigen Besatzungen habe ich so gut wie gar nicht trainiert. An das Training darf ich nicht denken. Was ich tun konnte, habe ich getan.

Warum soll ungerechnet ich dem General die Kompanie vorstellen?

Meine Kompanie ist nicht die beste. Wer um die eigenen Schwächen weiß, den kann ein General schon aus der Ruhe bringen.

Bis jetzt ist er noch nicht da. Möglicherweise ist er verhindert.

Auch in der Schule hofften wir, der Lehrer käme nicht.

Lehrer und Generale kommen immer.

Da wird unser schöner Plan über den Haufen geworfen. Niemand sagt dem General etwas von unserem Plan.

Ich auch nicht.

„Panzer fährt zu langsam“, sagt der General. „Zehn Kilometer. Nicht weniger.“

So ein Wahnsinn, ob der die 3/b schon mal geschossen hat?

Der General klettert mit mir in den Panzer.

„1100 Umdrehungen je Minute, sind genau zehn Stundenkilometer. Trainieren Sie.“

Er wird ja sehen, was dabei herauskommt.

„Zum Gefecht.“

Das Aufsitzen klappt.



Gewissenhaft



Komet drei meldet keine Gefechtsbereitschaft.
Reine Nervensache.

„Absitzen!“

Nochmal: „Zum Gefecht!“

Na also.

„Vorwärts!“

Der General sieht auf die Uhr. „Zu langsam – zurück!“

Dasselbe noch einmal.

Wenn bloß die Kommandanten die Nerven behalten.

„Vorwärts!“

Die Geschwindigkeit ist jetzt gut.

Auf allen drei Bahnen bricht kein Schuß.

Ist doch klar. Bei der Geschwindigkeit.

Der Schütze sieht kein Land.

Der General ist unzufrieden.

Ich auch.

Ich lasse die Besatzungen wegtreten.

Der General fragt, warum. Er schimpft mit mir:

„Erst Aufgabe erfüllen, dann wegtreten.“

Alles noch einmal.

Nach der dritten Wiederholung kommen Ergebnisse. Schwache.

Kein Wunder bei der Geschwindigkeit.

Hoffentlich geht er bald. Damit wieder Ordnung in den Laden kommt; die anderen wollen auch noch schießen.

Der General bleibt.

Neun Papyros hat er geraucht. Er raucht weiter.

Wir sind miteinander nicht zufrieden.

Er verabschiedet sich. Spreizt beide Hände:

„Zehn Kilometer.“

Die Übung ist erfüllt.

Die Jungen haben geschossen wie die Wilddiebe.

Ich lobe die Kompanie.

Die Zeit wurde eingehalten.

Alle haben es geschafft. Scharfes Training zahlt sich eben aus.

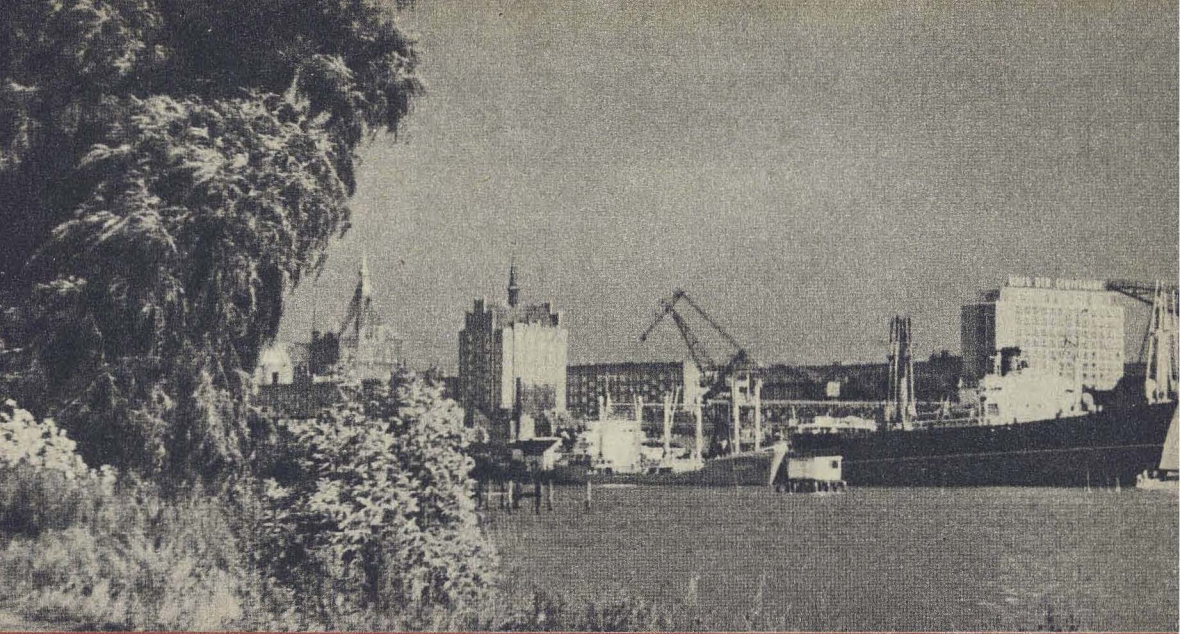
Wir haben eben doch Ahnung – der General und
Hauptmann Herbert Koch

Bei einer technischen Rast auf einem Kfz.-Marsch, es war nachts und die Sichtverhältnisse waren nicht gut, da sah der Oberoffizier für Technik einen glänzenden und dampfenden Fleck in der Nähe der Hinterachse eines LKW. Sein erster Gedanke: Getriebeöl! Er bückte sich und fuhr mit dem Zeigefinger über das vermutliche Getriebeöl, prüfte dann fachgerecht zwischen Daumen und Zeigefinger die Schmierfähigkeit. Obwohl er ein Fachmann auf diesem Gebiet war und mit der Hand die Ölzähigkeit bestimmen konnte, war er nicht in der Lage, ein Urteil über die chemische Zusammensetzung dieser fraglichen Flüssigkeit zu geben. Auch die Geruchsprüfung verlief negativ. Der Kraftfahrer, welcher dem Tun des Offiziers mit gemischten Gefühlen zusah, faßte sich, um weiteren Fehlanalysen seines Hauptmanns vorzubeugen, ein Herz und sagte: „Genosse Hauptmann, entschuldigen Sie, das ist kein Öl. Ich hatte vor Antritt der Fahrt zuviel Tee getrunken...“

Seit dieser Zeit läßt der TO bei technischen Rasten in der Nacht die Herkunft von nassen und dampfenden Stellen unter den Fahrzeugen durch den Kraftfahrer selbst untersuchen.

Illustrationen: Harri Parschau





Aus unserer



Lütten Klein heißt ins Hochdeutsche übersetzt nichts anderes als Klein Klein und ist also ein weißer Schimmel oder ein schwarzer Rappe unter den Dörfern. Da es in der Nähe aber auch das Anwesen Klein und ein größeres Groß Klein gab, war der Name Lütten Klein immerhin logisch. Heuer ist Lütten Klein aller-

dings ein Riese im Vergleich zu Groß Klein, ja, und Lütten Klein wird zusehends größer, indem Lütten Klein kleiner wird!

Das sei das Seemannsgarn eines (obendrein nicht ganz nüchternen) Käpt'n Braß? Beim heiligen Neptun (der der Werft seinen Namen lieh, die sich rechts hinter dem Baum versteckt): Das ist die lautere und laute Wahrheit. Schon morgens um 6 rattern vor den Toren unseres „Tors zur Welt“ Tieflader mit Häuserwänden über die Autobahn. Auf halbem Wege zwischen den Städten Rostock und Warnemünde, die amtlicherseits längst eine Stadt sind, verläßt du einen Berliner Doppelstockbus. Sein Auftauchen „hier oben“ hat dich überrascht, wie zahlreiche Schiffermützen etwa in Meiningen überrascht hätten. Hier sind sie (allerdings nur bei der reiferen Jugend) Mode. Es scheint hier aber sogar mehr Kräne und Kühe als Bäume zu geben, und so stehst du auf einem Flecken, an dem findige

Elbsandstein-Gebirgler das Holzschild „Panorama-Blick“ aufgestellt hätten.

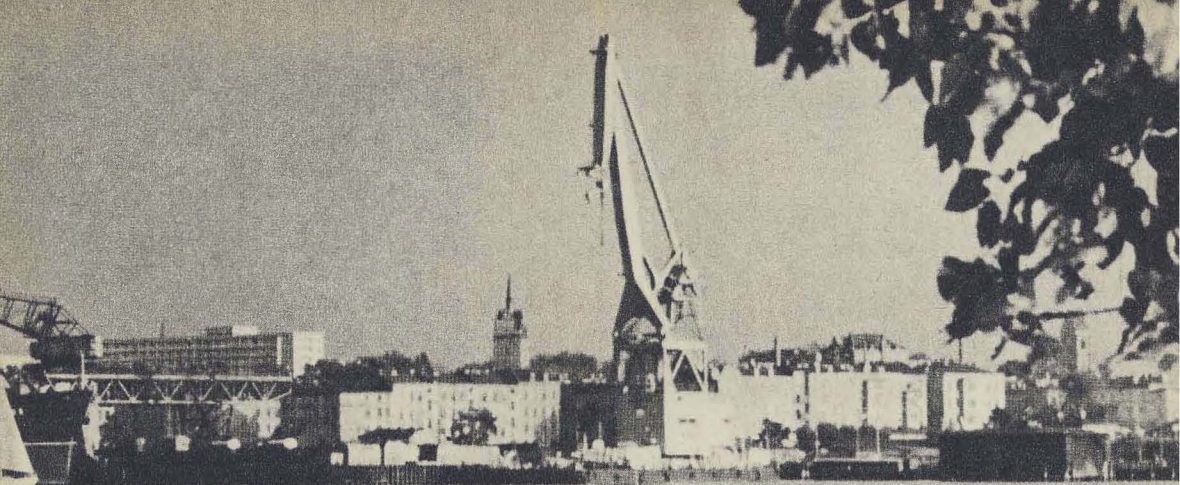
Seewärts und zur Linken am Horizont ein Riesenaquarium mit einem großen Fisch darin – die Helling der Warnow-Werft; weiter östlich, schon etwas verschwommener, ein Wald von Kranmasten – der Hochseehafen; rechts das Fischkombinat und irgendwo dahinter der alte Hafen (auf unserem Foto); ja und hinter uns wie eine Torte auf einem Kuchenblech die junge Wohnstadt Lütten Klein Süd.

In zehn Jahren hat es die Redakteure der AR oft hergeführt. (Und nicht nur zur Sommerzeit, Genosse General!) Im ersten Jahr konnten wir von dem ersten 10 000-Tonner berichten, der für unsere Handelsflotte auf der WW vom Stapel lief. Der gefangene Fisch dort am Horizont aber ist das erste Exemplar eines neuen 10 000-Tonnners mit weitgehender Automatisierung der Maschinen und Anlagen. Und vor ein paar Wochen erst hat die Warnow-Werft das Riesenbaby „Goliath“ an den Hafen übergeben. Es ist 60 Meter und 50 Zentimeter groß, stemmt 100 Tonnen bei einer Armauslage von 28 Metern und ist der Schwimmkran rechts auf dem Bild.

Ja, und dann der Überseehafen! Vor acht Jahren hatten auch bei uns die Mecklenburger Gesteinssammler einen Stein im Brett, die Feldsteine für den Hafendamm sammelten. Kräne waren damals dort ebensowenig zu sehen wie noch Jahre danach Schiffe aus Japan und den

DDR

UNSER VATERLAND



USA. Die fuhren aus politischen Gründen und wegen des noch mangelnden Hafen-Service nicht in unser „Tor zur Welt“ ein. Im Herbst 1966 schickten aber auch Reedereien dieser Länder die ersten Testschiffe. Im Juli gingen insgesamt 181 Hochseeschiffe aus 18 Ländern im Hochseehafen vor Anker.

Und hinter uns das neue Lütten Klein! Wo Bagger für die nächsten Fundamente wühlen, hatten wir vor vier Jahren mit Soldaten Kartoffeln gebuddelt. hatte die mollige Gudrun – beim Melken gestört – mit einem Milchstrahl geschossen. Ob sie noch im alten Lütten Klein, im Dorf vor uns zu finden ist?

Das Storchennpaar auf dem Dach dort paßt zum neuen Leben ringsum am Horizont, zu „Groß-Rostock“, das mit einem Altersdurchschnitt seiner Einwohner von 31 Jahren zu unseren jüngsten Städten zählt. Aber wirkt das Storchennpaar als Symbol nicht ironisch für dieses alte Lütten Klein, zwischen dessen vielen Schilfdächern du vergeblich nach einem Neubau aus den letzten Jahren Ausschau hältst?

Da entdeckst du inmitten einer Kuhherde ein rotes Kopftuch. Ob das Rotkäppchen unsere Gudrun ist? Doch die ist längst zur Mama in einen anderen Landwirtschaftsbetrieb gefahren. Aber du erfährst auch, daß so ausschließlich wie vor vier Jahren alle Herden mit der Hand, heute alle Herden elektrisch gemolken werden.

Im LPG-Büro triffst du einen Bekannten. Paul Reichel war 1962 von der Warnow-Werft „für zwei Jahre“ nach Lütten Klein gekommen. „Es werden wohl noch mehr werden“, sagt er, der Rohrschlosser von der Werft, der die Arbeit mit der Landwirtschaftstechnik für vielfältiger hält. Die LPG Lütten Klein ist seit 1962 von 1002 Hektar auf 799 zusammengeschumpft. „Und am ersten Oktober gehen wieder 10 Hektar als Baugrund weg. Unsere Bauern haben schon gesagt: „Da werden wir wohl eines Tages unseren Ruck-sack ganz schnüren müssen.“

Wer geht schon gern von seinem Acker weg, wenn das auch gut honoriert wird! So sind sie auch von ihrer Warte mit der Änderung der Bauweise in den neuen Vierteln zufrieden. „Anfangs wollte man große Gartenstädte bauen. Jetzt baut man kompakter und mehr in die Höhe. Was man heute in Rostock Hochhäuser nennt, wird in 5 Jahren keiner mehr so nennen.“

Im übrigen haben sie sich im kleiner werdenden Lütten Klein auf die Entwicklung eingestellt. Auf 70 Hektar wurde eine Obstplantage angelegt, und im Bau ist ein Obstlagerhaus mit Klimaanlage. Die Kinder von Lütten Klein Süd werden auch im Winter zu ihren Bratäpfeln kommen! Du triffst sie, die Jugend, etwas später auf einem Gang durch das neue Viertel. In Gruppen und noch behutsam, nicht stürmisch, betreten sie ein schmackes Gebäude. Es ist ja auch erst der zweite Schultag überhaupt in der neuen Schule. Der Chefarchitekt, Dr. Urbanski, erläutert dir dann, daß hier zwischen Rostock und Warnemünde sicher über 60 000 Menschen, wahrscheinlich über 80 000 und vielleicht sogar eines Tages 120–140 000 Menschen wohnen werden. Der Blick auf die Pläne und der Gang durch die Straßen überzeugt dich, daß auch die „Grünen Lungen“ nicht vergessen sind. An den Turmdrehkränen und den Fassaden der bereits bewohnten Blöcke mit den Klinkers hier und dort erkennst du auch, daß hier die Einheit von modernem Bauen und traditionellem norddeutschem Stil gesucht wird: Eine Häuserzeile in Magdeburg sieht anders aus.

Und schließlich erblickst du neben dem neuen Einkaufszentrum auch zwei Frauen. Die Produkte ihres Gartens anbieten. Vielleicht liegt es ganz einfach daran, daß in der Verkaufshalle nebenan Äpfel und Suppenkraut billiger sind, oder daran, daß gerade Sonnabend ist – dennoch scheint es dir so recht zu dem Bild zu passen, daß etwas am Stand weggeht, wie Räucheraal wegginge: Die bunten Blumensträuße!

-th

Schneidet Panzerstahl

Einen in der ČSSR gefertigten Plasma-Brenner bauten sowjetische Ingenieure aus Tiflis so um, daß er mit einem Dauerplasmastrahl von etwa 20 000 Grad C selbst Panzerstahl in Dampf umwandelt. Das Plasma schneidet sauber und ohne Spritzer.

Reflex-Folie

Nach Abschluß eines staatlichen Forschungsauftrages stellt jetzt die Hannalin KG Oranienburg die lichtreflektierende Rückstrahlfolie „Mikrolux“

her. Auch unter ungünstigsten Lichtverhältnissen strahlt „Mikrolux“ das aus einer Taschenlampe, einem Autoscheinwerfer oder einer anderen Lichtquelle auftreffende Licht für das Auge etwa 100fach verstärkt zurück. Die mit dieser Folie versehenen Einrichtungen, Kraftfahrzeuge und anderen Gegenstände wirken selbst bei geringster Bestrahlung wie „von innen heraus beleuchtet“ und erleichtern jede nächtliche Orientierung.

Haftende Kabel

Selbsthaftende Kabel, die durch einfaches Andrücken auf allen Arten von Material haften und daher in kürzester Frist dauerhaft verlegt werden können, entwickelte eine Düsseldorfer Firma. Sie enthalten zwei Paar Kupferleiter von je 0,4 mm Durchmesser, haben die Gestalt eines Flachkabels und sind auf unebenen Flächen, über Winkel und Profile ebenso leicht zu verlegen wie auf glattem Untergrund.



Drahtesel als „Schlachtroß“

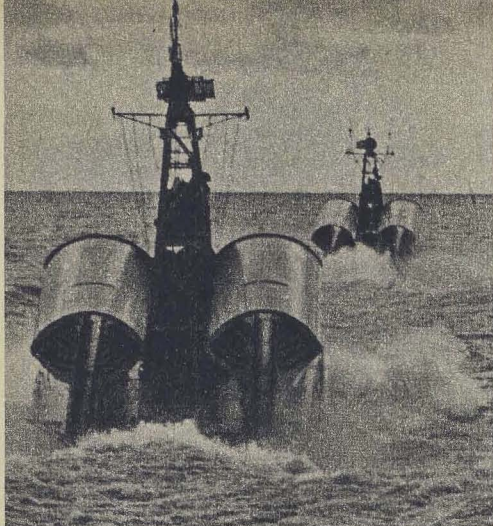
Seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde auch das Fahrrad für militärische Zwecke verwendet. In Österreich, Frankreich, der Schweiz und anderen Ländern wurde es anfangs zu Melde- und Botendiensten benutzt, bald aber auch zu Aufklärungsaktionen und eigentlichen Gefechtsaufgaben eingesetzt. „Der mit dem Gewehr bewaffnete Radfahrer scheint zu verwirklichen, was große Heerführer aller Zeiten in ihren Doppeltkämpfern, in der berittenen Infanterie anstrebten: eine Truppe zu schaffen, die mit der Bewegungsschnelligkeit der Reiterei an den Feind eilt und ihn im Fußgefecht gleich der Infanterie bekämpft.“ Diese Feststellung traf die Berliner Illustrierte Wochenschrift „Prometheus“ im Jahre 1898. Sie propagierte vor allem das „zusammenklappbare oder Faltrad, welches zum Überschreiten unbefahrbarer Geländestrecken in Augenblickszeit zusammengelegt, gleich einem Tornister mittels Trageriemen auf den Rücken genommen und so lange getragen werden kann, bis man einen fahrbaren Weg erreicht“. Ein Modell dieser Art war das nebenstehend abgebildete österreichische „Styria-Militärfahrrad“, das alles in allem nur 12,5 kg wog. Auch in Deutschland kamen bald derartige Militärfahrräder auf. So fertigte die Fahrradfabrik Seidel & Naumann in Dresden ein 16,5 kg schweres Rad, das im Herbst 1896 „beim sächsischen

Armee-corps mit gutem Erfolg erprobt wurde“, wie in der Wochenschrift „Prometheus“ nachzulesen ist.

In Frankreich wurden „Radfahrcompagnien“ versuchsweise auch mit einer Anzahl „zwei- und dreisitziger Tandemräder“ ausgerüstet, die den Vorteil böten, daß „das Rad nicht verlorengeliegt, wenn einer der Radfahrer im Gefecht fällt“. Die Idee, Fahrräder zu kuppeln, wurde ebenfalls in die Tat umgesetzt. Ein französischer Fabrikant verband zwei Räder, um auf deren Kuppelstangen Gepäck und Ausrüstung transportieren zu können. In England und den USA kombinierte man sogar „vier Zweiräder“, um Maschinengewehre und die dazugehörige Munition auf das Kampffeld zu schaffen. Auch als „Krankswagen“ fanden derartige Fahrradkonstruktionen in einigen Ländern Verwendung.

Horst Iffländer





Raketenschnellboote

Wie aus der kubanischen Armeezeitung „verde olivo“ ersichtlich ist, verfügen die kubanischen Seestreitkräfte über Flottillen von Raketenschnellbooten sowjetischer Konstruktion. Die Besatzungen sind mit ihrer neuen Kampftechnik bereits sehr gut vertraut.

Miniatur-Radar

Ein in der Konstruktion befindliches amerikanisches Miniatur-Radargerät soll auf Gewehren, MG und MPi montiert werden können. Es sei empfindlich genug, so wird verlautbart, um Menschen oder Fahrzeuge, die in Deckung liegen, festzustellen. Auch soll bei Personen, die sich in der Dunkelheit bewegen, mit Bestimmtheit zu erkennen sein, ob es Männer oder Frauen sind und welche Kleidung sie tragen.

Bald strahlenfest?

Mitarbeiter des japanischen Instituts für Radiologie entdeckten das „Fünf-Hydroxyd-Tryptophan“, das es dem Menschen ermöglichen soll, Strahlungen zu überstehen, die das Doppelte der sonst absolut tödlichen Strahlungsdosis betragen. Die neue chemische Verbindung besteht aus einer Aminosäure, dem Tryptophan, und einem Hydroxyd und soll sich in großen Mengen herstellen lassen.

Kriegsbeleuchtung?

Die USA-Raumfahrtbehörde (NASA) finanziert Forschungsaufträge, wonach riesige Satelliten von 600 m Durchmesser auf einer Umlaufbahn in 35 600 km Höhe stationiert werden sollen, die die Form eines „Weltraumspiegels“ besitzen. Sie sollen nachts mittels reflektiertem Sonnenlicht Teile der Erdoberfläche beleuchten. Das Kriegsministerium verspricht sich davon die Möglichkeit, z. B.

Kampfgebiete in Vietnam nachts in ein Dämmerlicht zu tauchen, das etwa der zweifachen Leuchtkraft des Vollmondes entspricht. Die Trägerraketen dazu fehlen allerdings noch.

Rekord-Dosimeter

Rumänische Wissenschaftler schufen einen tragbaren Strahlungsmesser, der durch seine hohe Empfindlichkeit in einer Stunde Messungen von 5000 Milliröntgen vornehmen kann. Bisher verwendete Dosimeter registrierten bis zu 100 Milliröntgen in der gleichen Zeit.

Leichtes Mikro

Vorzugsweise für den Sprechfunk eignet sich das Kristallmikrophon „KM 265“ aus dem VEB Elektroakustik Leipzig. Es hat eine Masse von nur 280 Gramm und arbeitet nach dem Druckempfängerprinzip.

Rettungs- und Bergungsanzug

Testtaucher der britischen Marine erprobten einen Versuchsdruckanzug, der es gestattet, aus großen Tiefen rasch an die Oberfläche zu gelangen, ohne den Gefahren des hohen Wasserdruckes ausgesetzt zu sein. Dieser Bergungsanzug ist konstruiert worden, daß U-Boot-Besatzungen, denen es gelungen ist, das gesunkene U-Boot zu verlassen, den hohen Wasserdruck heil und gesund überwinden. Der luftgefüllte Anzug gewährleistet einen gleichmäßigen Druck auf den menschlichen Körper. Über Wasser kann die Preßluft allmählich abgelassen und der Druck entsprechend angepaßt werden.





DER Flakartillerist

3. 57

— REGIMENTSZEITUNG —

5.

4.

Ein Prolog

Auf dem Tisch vor uns lag eine lederne Kartentasche. Wir musterten die Ausgemusterte. Man sah ihr auf den ersten Blick an, daß ihr Wehrdienst länger als 18 Monate gedauert hatte.

Einst war sie dem Wachtmeister Beyer vom Chef der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung geschenkt worden. Moderne Militärtechniken gingen—aber die Kartentasche aus Leder blieb.

„Das war damals ein wertvolles Geschenk!“ sagt der Reservist Beyer. Heute ist sie ihm in einem anderen Sinne teuer. Und da sie gewissermaßen selbst Reservist ist, heißt es für sie, wie bei verdienten Reservisten so üblich: Viel Ehr, viel Pflichten! Sie bewahrt dem Reservisten Beyer einen Packen wertvoller Erinnerungsstücke: Eine Verdienstmedaille der Volksarmee aus dem Jahre 1958 und zwei „Arthur-Becker“-Medaillen bereits aus den zivilen Jahren 1962 und 1964 sind darunter, Fotografien, deren Haut wie die der Kartentasche beweist, daß sie nicht auf der Bärenhaut lagen, und schließlich Regiments- und andere Zeitungen, in denen der Geschützführer Beyer genannt ist.

Nach einem Forum Anfang des Jahres hatte uns der Reservist Beyer angesprochen: „Ihr habt doch auch bald das 10jährige Jubiläum der ‚Armee-Rundschau‘. Ich weiß das. In eurer ersten Nummer war meine Geschützbedienung abgebildet.“ Das war bereits 1956. Wie die Jahre und Jahrgänge doch vergehen!

Bei der Betrachtung des Inhalts der Kartentasche aber merkten wir, daß wir ihm später noch einmal begegnet waren. So stand vor sieben Jahren in der AR über ihn zu lesen:

„Man muß dem blonden, wortkargen Wachtmeister, der gleichzeitig Parteiorganisator der Batterie ist, jedes Wort abringen.“

Das war natürlich bildlich geschrieben, denn wer wollte es mit einem anlegen, der in der Armee zum Judoka geworden ist?

Er ist noch immer blond. Aber wortkarg, Genosse Beyer? Er lächelt. Erstens hätte damals, als der Reporter bei ihm war, seine Bedienung eine schlaflose Nacht bei miesem Wetter hinter sich gehabt, zweitens habe er Reporter wirklich lieber von hinten als von vorn gesehen, und drittens, ja drittens sei er vielleicht wirklich gesprächiger geworden. „Erst in der Armee habe ich frei sprechen gelernt. Wenn ich noch an meine

erste Rede in Strausberg denke! Nur gut, daß kein Tonbandgerät da war.“

Zwar hatten wir jetzt zum pressefreundlicheren Reservisten Beyer auch kein Tonbandgerät mitgenommen. „Aber es muß ja nicht nur die modernste Technik sein“, sprach da aus eigener Erfahrung die Kartentasche zum Bleistift, und so kommt es, daß wir Ihnen etwas von dem Zwiegespräch des Genossen Beyer mit dem Inhalt seines treuen Begleiters mitteilen können.

*

Ja, das waren wir damals mit unserer „Kanone“. Ich erinnere mich noch genau an die Übung. Nachts wurden wir herausgetrommelt, und da hieß es zum ersten Mal als Kampfauftrag: Schutz eines wichtigen Industrieobjekts.

Die Geschütze waren schon nicht mehr die ersten wie auf dem Bild im Jahre 1956. Mit der alten 85er-Flak aus dem Krieg hatten wir angefangen. Dann kamen diese vollautomatischen. Was für ein Gefühl das war, als ich allein in die Stellung ging und ringsum drehten sich die Radar- und Zielgeräte!

Und zum Schluß war ich noch bei den Raketen. Wenn man irgendwo auf einer Konferenz einen Bekannten traf, hieß es: „Du bist ja auch auf der GVS-Insel.“ Genauer wußten sie aber meist nicht. Bis wir 1960 das erste Mal über den Marx-Engels-Platz führen.

Es ging in die Bitterfelder Gegend, und unsere Bedienung schnitt damals am besten ab. Es war schon eine verschworene Truppe, trotz der unterschiedlichen Schulbildung. Ich habe viel gefordert als Unteroffizier, aber vor allem von mir selbst. Mein Batteriechef war mir ein Vorbild. Ich sehe ihn noch, wie er bei einem Geländelauf fast zusammengebrochen ist und doch durchgehalten hat. Ich habe als Unteroffizier nur das verlangt, was ich selbst schaffte. Obwohl ein guter Sportler, kam ich doch lange nicht über das Pferd. Und das habe ich deshalb von meinen Soldaten auch nicht verlangt. Na, später bin ich dann sogar mit Rucksack auch übers Seitpferd gekommen.

Beim Sport bin ich ja auch geblieben, wie die Fotos vom letzten Betriebsfest zeigen, bei der Armee nicht. Vor der Armeezeit war ich Koch und hätte es in unserer Armee auch noch zum Unterleutnant gebracht, aber, na ja, auch aus familiären Gründen zog es mich wieder nach dem Süden. Die Härte habe ich dann auch in unserer Schraubenfabrik an den Öfen bei 65 Grad brau-

chen können, wo jede Schraube einzeln – und es sind heute 8000 rund in einer Schicht – mit der Zange gegriffen werden muß. Zuerst habe ich nach der Schicht nicht mehr die Finger grade bekommen. 40 Zigaretten hab' ich geraucht, und da die Hände nicht frei sind, muß man sie fast essen. Aber ich hatte mir in den Kopf gesetzt durchzuhalten.

In das übrige Leben habe ich mich leichter reingefunden. Von der Technik und der Politik hatten wir ja in der Armee viel gelernt. Bis Ende 1970 wird unser Werk übrigens in neue Gebäude gezogen sein. Aber ich werde dann wohl nicht mehr Warmpresser sein. Der Arzt empfiehlt auch den Wechsel. Aber in der Industrie werde ich bleiben, wahrscheinlich in unserem Betrieb als Sicherheitsinspekteur. Ich war gern Soldat, und man bleibt innerlich mit der Armee verbunden, kürzlich sogar noch auf besondere Art und Weise. Unsere FDJ-Leitung bat Anfang des Jahres die Genossen Keßler und Honecker und auch Christel Bodenstein um Lebensläufe und ein Bild mit persönlicher Widmung. Das war für unsere Wandzeitung zum Geburtstag der FDJ bestimmt. Und von Erich Honecker und meinem früheren Vorgesetzten, Genossen Keßler, erhielten wir auch persönliche Antworten. . .

Epilog und Nekrolog

Die Warmpresserei ist jene Produktionsabteilung, in der am besten verdient wird.

„Aber dreitausend Mark wären noch nicht genug für die Arbeit in der Warmpresserei“, das meint die Sekretärin des Werkleiters über den Arbeitsplatz ihres FDJ-Sekretärs – des Oberfeldwebels der Reserve Beyer. Dann bringt sie uns die Bezirkszeitung des Vortages und weist auf eine Überschrift:

„Einen Blumenstrauß für den Abgeordneten Beyer.“ Ein Abgeordneter ist nicht selten auf Achse. Ob man da in der Brigade „Roter Stern“

kein scheeles Gesicht über diese Ausflüge ihres Mitglieds macht? Dem Brigadier Morgenstern kommt diese Frage weit mehr absurd als klug vor. „Wenn jemand mal was gesagt hat dazu, dann hieß es höchstens: ‚Du bist ja verrückt, Gerhard!‘“ Denn er hat noch eine Handvoll weiterer Funktionen – zu viele, wie auch uns scheint. Jedenfalls ist er immer da, wenn man ihn braucht. Jetzt hat er „den Kranführer gemacht“, damit auch er einspringen kann, wenn am Bahnhof Material abgeladen werden muß – und das ist immer nachts. Und endlich ist er auch bei den „Kuhnickelzüchtern“, vergißt der Geflügelzüchter Morgenstern nicht. Vor allem aber: „Wenn der Gerhard sich was in den Kopf gesetzt hat, setzt er's durch, auch gegenüber der Werkleitung. Und er macht es mit Köpfchen. Wer schmunzelt nicht anerkennend, wenn er erfährt, daß es bei der Diskussion um einen „nicht gar zu politischen Brigadenamen“ von dem Namen Morgenstern zum „Roten Stern“ kam.

Alles in allem: „Ohne ihn wären wir wohl noch nicht mit der Arthur-Becker-Medaille ausgezeichnet worden. Deshalb haben wir ihn ja als Kreistagsabgeordneten gewählt.“

Auch die Bezirkszeitung hatte da also einen Blumenstrauß für den Abgeordneten Beyer überreicht.

In der gleichen Ausgabe war auf der gegenüberliegenden Seite das Hochzeitsfoto des Xaver W. und seine Todesanzeige zu sehen. Er sah so sympathisch aus – und war doch ein Söldner in Vietnam. Man erkennt den Feind eben nicht an seinem Gesicht!

Und so standen sie sich nicht nur auf der Zeitungsseite gegenüber:

Zwei deutsche junge Männer, beide dreißigjährig, der eine Feldwebel und der andere Oberfeldwebel, dem einen ein Blumenstrauß als Abgeordneter seiner Arbeitskollegen, dem anderen als Söldner ein Totenkranz aus Vietnam.

Wie sich die Bilder unterscheiden!

Und es sind sprechende Bilder!

TOTENKRANZ UND BLUMENSTRAUSS. – Xaver W. und Gerhard Beyer: gleiche Jahrgänge – aber anderer Wein; aufgewachsen in deutschen Landen – aber in verschiedenen Ländern; Feldwebel und Oberfeldwebel – und doch der Unterschied zwischen Söldner und Soldat; ehrloser Tod – ein Leben in Ehren.



Tieferschüttelt geben wir die traurige Nachricht, daß am Samstag, 11. Juni, mein lieber Gatte, unser guter Vati, unser einziger Sohn

Franz Xaver Wallner

Feldwebel bei der US Army

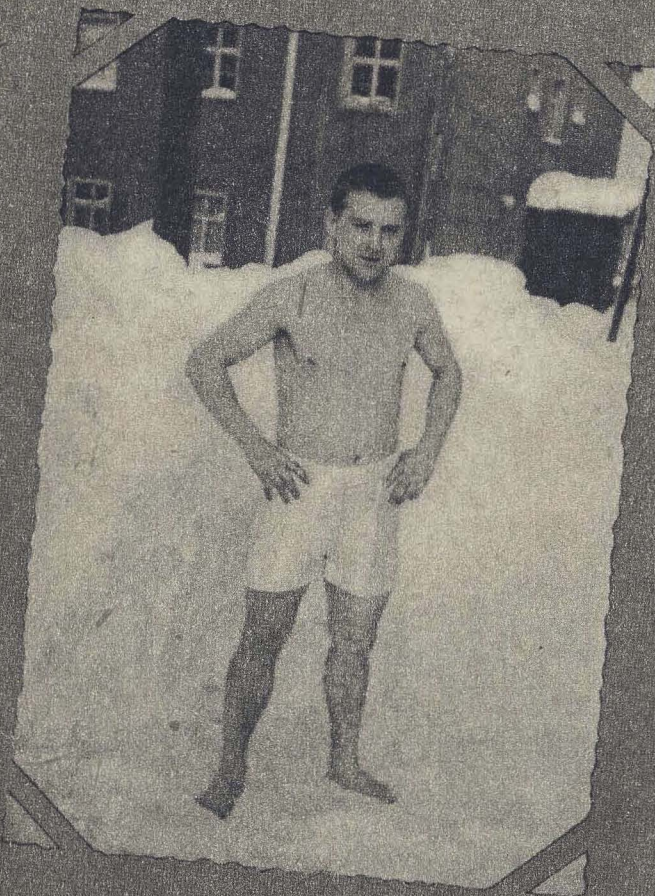
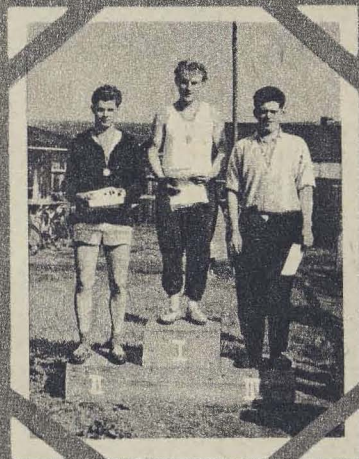
bei den Kämpfen in Vietnam im 30. Lebensjahr gefallen ist.

Vilsbiburg, den 24. Juni 1966

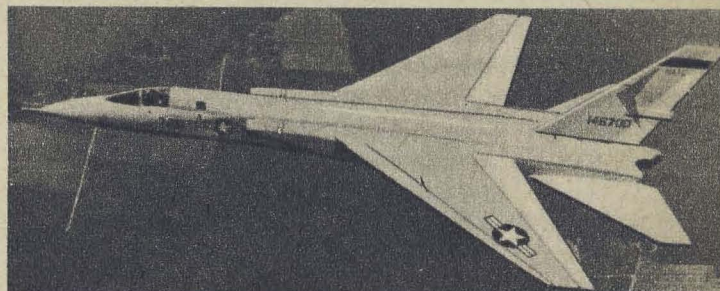
In tiefer Trauer:

Elisabeth Wallner, Gattin,
mit Kindern Anita und Jürgen
Franz Xaver u. Sofie Wallner, Eltern

Die Beerdigung findet am Samstag, 25. Juni 1966 um 9.30 Uhr in Vilsbiburg statt.



North American
A-5 „Vigilante“
(USA)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse
– normal 22,0 t
– maximal 23,4 t
Länge 21,34 m
Spannweite 15,25 m
Höhe 6,10 m
Reichweite 3700 km
Gipfelhöhe 18 300 m
Höchst-
geschwindig-
keit 2400 km/h in 11 000 m
Höhe
Bewaffnung nukleare Abwurf-

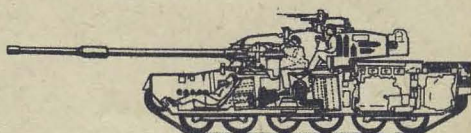
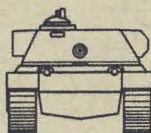
mittel, keine MG- und
Kanonenbewaffnung
Triebwerk 2 Luftstrahltriebwerke
mit 9400 kp Gesamt-
schub ohne Nach-
brenner

Vom taktischen Bomben- und Auf-
klärungsflugzeug A-5, das für den
Einsatz von Flugzeugträgern aus vor-
gesehen ist, wurden folgende Aus-
führungen gebaut: A-5 A – Serlen-
ausf., Bomber; A-5 B – Bomber mit
verbesserten Triebwerken; A-5 C –
Aufklärer mit Luftbildgeräten.

Mittlerer Panzer
„Chieftain“
(England)

Taktisch-technische Daten:

Masse 52,2 t
Länge über
alles 10 680 mm
Breite 3430 mm
Höhe 2540 mm
Höchst-
geschwindig-
keit (Straße) 47 km/h
Fahrbereich
(Straße) 320 km
Bewaffnung Kanone 120 mm;
1 Fla-MG 7,62 mm;
1 Koaxial-MG 7,62 mm,
3 Nebelgranatwerfer
Motor 4-Takt-Vielstoff,
6 Zylinder, 700 PS
Besatzung 4 Mann



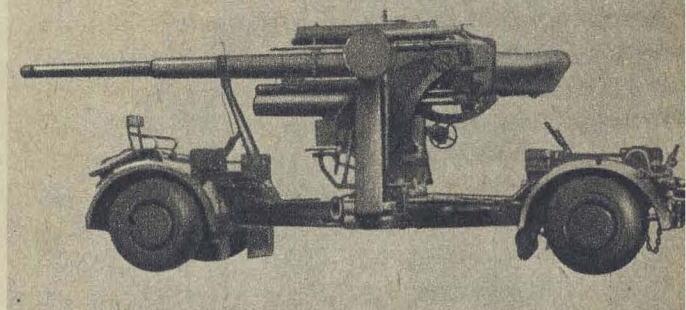
Der „Chieftain“ ist seit 1965 als
Standardpanzer der britischen Ar-
mee eingesetzt. Er ist zur Unterwas-
serfahrt geeignet und mit einer

Klimaanlage versehen, die der Be-
satzung einen 72stündigen Aufent-
halt im Panzer ermöglicht. Seine
Entwicklungzeit betrug 10 Jahre.

Flak 36 (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	5000 kg (in Feuerstellung)
Gesamtlänge	7720 mm (in Feuerstellung)
Kaliber	88 mm
Rohrlänge	4930 mm
Anfangs- geschwindig- keit	820 m/s
Feuer- geschwindig- keit	15 ... 20 Schuß/min
Schwenk- bereich	360 Grad
Erhöhung	plus 85 Grad minus 3 Grad
Schuß- entfernung	14 000 m



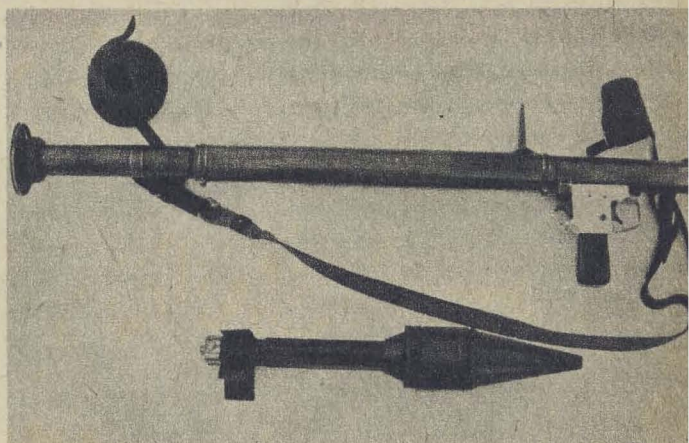
Die „Acht-acht“ wurde 1937 von Krupp aus dem Flakgeschütz 18 entwickelt und fand bis Kriegsende im faschistischen Heer und der Luft-

waffe Verwendung. Das Geschütz war das beste Artilleriegerät der faschistischen Wehrmacht. Zum Erdkampf erhielt es einen Schutzschild.

40-mm-Panzerbüchse RPG – 2 (UdSSR)

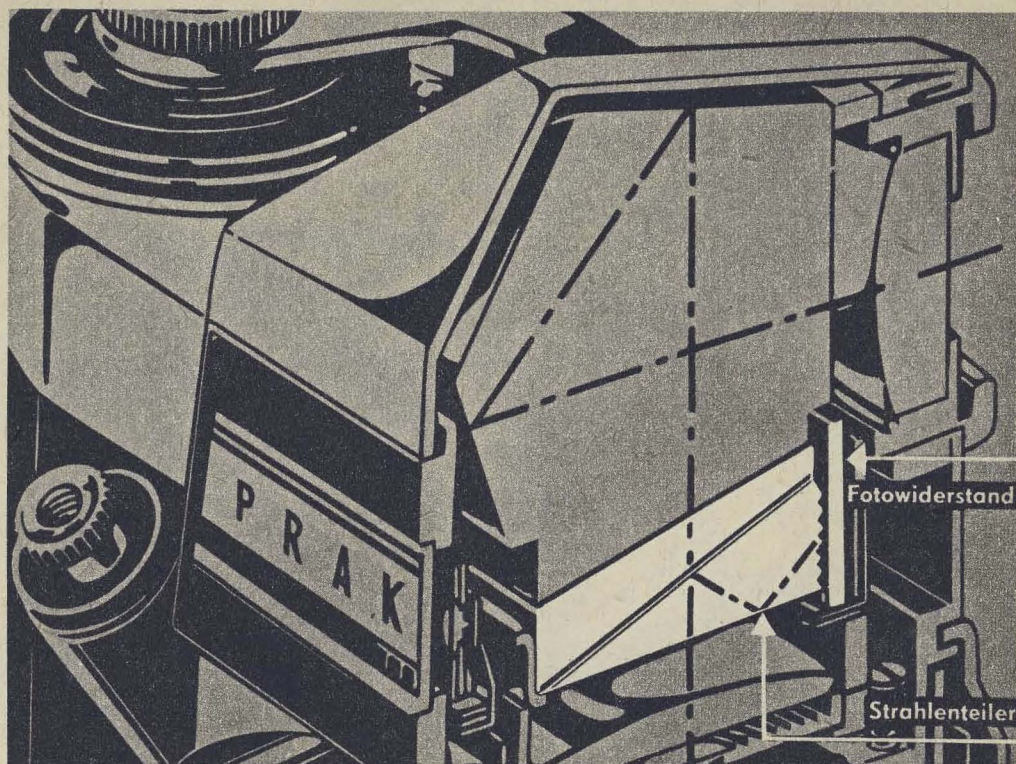
Taktisch-technische Daten:

Masse (gesamt)	2,75 kg
Masse d. Granate ohne Treibpatrone	1,62 kg
Masse d. Treibpatr.	0,22 kg
Tragtasche mit 3 Granaten	8,25 kg
Kaliber d. Rohres	40 mm
Kaliber d. Granate	80 mm
Längen	
– Rohr	950 mm
– Granate mit Treibpatrone	670 mm
Anfangs- geschwindigkeit	84 m/s
Visierrelchweite	150 m
Günst. Schußentfern.	100 m
Feuergeschwindigkeit	4 ... 6 Schuß/ min.



Die Panzerbüchse ist eine rückstoßfreie Waffe; mit ihr werden Überkaliber-Hohlraumgranaten mit kumu-

lativer Wirkung verschossen. Sie wird als Spezialwaffe gegen gepanzerte Ziele eingesetzt.



Ein völlig neues System der Belichtungsmessung

ist die moderne Innenmessung in der PRACTICA mat. Einem Großflächen-Fotowiderstand wird durch einen optischen Strahlenteiler ein gewisser Prozentsatz jener Strahlen zugeführt, die das Bildeinstellsystem in Richtung Prisma verlassen. Diese einmalige konstruktive Lösung der Belichtungsmessung ist in ihrer Genauigkeit unübertroffen. Es stimmen nicht nur Bildwinkel und Meßwinkel in jedem Falle überein, sondern es werden auch alle zeitverlängernden Faktoren, wie sie durch Filtergebrauch, Auszugsverlängerung usw. entstehen, automatisch berücksichtigt. Dieses neuartige Meßverfahren erweitert in idealer Weise die Vorzüge des Suchersystems der einäugigen Spiegelreflexkamera.

Weitere technische Merkmale der PRACTICA mat:

Einäugige Kleinbild-Spiegelreflexkamera 24 X 36

Prismensucher mit hellem, seitensrichtigem und parallaxenfreiem Bild

Fresnellinse mit zentral angeordnetem Einstellfeld

Rückkehrspiegel, Kontrollzeichen im Sucher Schlitzverschluß mit Belichtungszeiten von 1 s bis $\frac{1}{1000}$ s und B Wechselobjektive mit Brennweiten von 20 mm bis 1000 mm, von 20 mm bis 300 mm mit automatischer Druckblende/ADB

PREIS: 1100,— MDN

PRACTICA_{mat}

mit neuartiger Innenmessung



VEB PENTACON DRESDEN



In Anerkennung hohen wissenschaftlich-technischen Niveaus mit der Goldmedaille des DAMW ausgezeichnet.

EIN

Wenn Sie jung sind, wenn Sie in Ihrem Beruf vorwärtskommen wollen, wenn Sie eine interessante Arbeit in einem bedeutenden Werk suchen, müssen Sie zu uns kommen!

Wir, im Leuna-Werk, dem größten Werk unserer Republik, können Ihnen alles das bieten.

Für Chemiefacharbeiter, Chemielaboranten, Kraftwerker, Schaltelektriker, Schlosser, Mechaniker, Elektriker und Dreher bieten sich Möglichkeiten, die Sie nutzen sollten. Auch Ungelernte haben die Chance des beruflichen Aufstiegs.

TIP

FÜR

Die Unterbringung in modern eingerichteten Heimen bis zur Zuweisung einer Wohnung, die vielseitigen Qualifizierungsmöglichkeiten, vorbildliche soziale und kulturelle Betreuung, das tägliche Trennungsgeld von 7,- MDN sind Vorteile, die auf der Hand liegen.

IHR ENTSCHLUSS LOHNT SICH!



VEB LEUNA-WERKE „WALTER ULBRICHT“
422 LEUNA, KREIS MERSEBURG
EINSTELLUNGSBÜRO BAU 1700

SIE

RAUMSTATIONEN militärisch verwendbar?

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der Deutschen
Astronautischen
Gesellschaft

Über die grundsätzliche Möglichkeit des Einsatzes der Raumflugtechnik für verschiedene militärische Zwecke kann es heute kaum noch eine Diskussion geben. Von unbemannten Aufklärungs- und Frühwarnsatelliten, über Spezialsatelliten für U-Boot-Navigation und Nachrichtenübermittlung, bis hin zu Überwachungssatelliten für gegnerische Kernwaffenexperimente und Orbital-Kampfladungsträger reicht gegenwärtig die Kette der schon mehr oder weniger lange im Einsatz befindlichen oder zumindest einsatzreifen militärischen Raumflugkörper.

Trotz der wiederholten Vorschläge der Sowjetunion, ein umfassendes Abkommen zur Verhinderung eines militärischen Mißbrauchs des Weltraums abzuschließen, war diese Entwicklung nicht einzudämmen, da die USA bislang auf diese Vorschläge nicht in vollem Umfang einzugehen bereit waren. Lediglich darüber, daß keine atomaren Kampfladungen oder Kampfladungsträger in den Weltraum transportiert oder auf fremden Himmelskörpern stationiert werden sollten, konnte eine erste Vereinbarung erzielt werden.

Seit einiger Zeit beginnt ein neuer Aspekt der militärischen Raumflugtechnik die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit zu erregen. Es geht dabei um die Frage, inwieweit bemannte Erdsatelliten (Raumstationen), unter Berücksichtigung des oben erwähnten Übereinkommens, für militärische Zwecke verwendet werden können. Die einschlägigen Überlegungen gehen in den USA schon auf das Jahr 1963 und früher zurück. Sie erhielten seit 1965 durch das Versuchs- und Erprobungsprogramm der „Gemini“-Raumflugserie eine erste praktische Ausrichtung. Die 2-Mann-Raumkapseln vom Typ „Gemini“ waren ursprünglich lediglich für das raumflugtechnische und bioastronautische Vorbereitungs- und Training im Rahmen des „Apollo“-Mondflugprojekts der USA vorgesehen. Von militärischer Seite wurde dann aber in zunehmendem Maße Einfluß auf die jeweiligen „Gemini“-Unternehmen genommen, um eine grundlegende Erfahrungsbasis über den Einsatz des Menschen in militärischen Satelliten zu erhalten. In der weiteren Perspektive ist sogar vorgesehen, daß abgeänderte „Gemini“-Raumkapseln als Besatzungs-Rückführgeräte für das erste spezielle militärische Raumstationsprojekt MOL („Manned Orbiting Laboratory“ = bemanntes umlaufendes Laboratorium) dienen sollen.

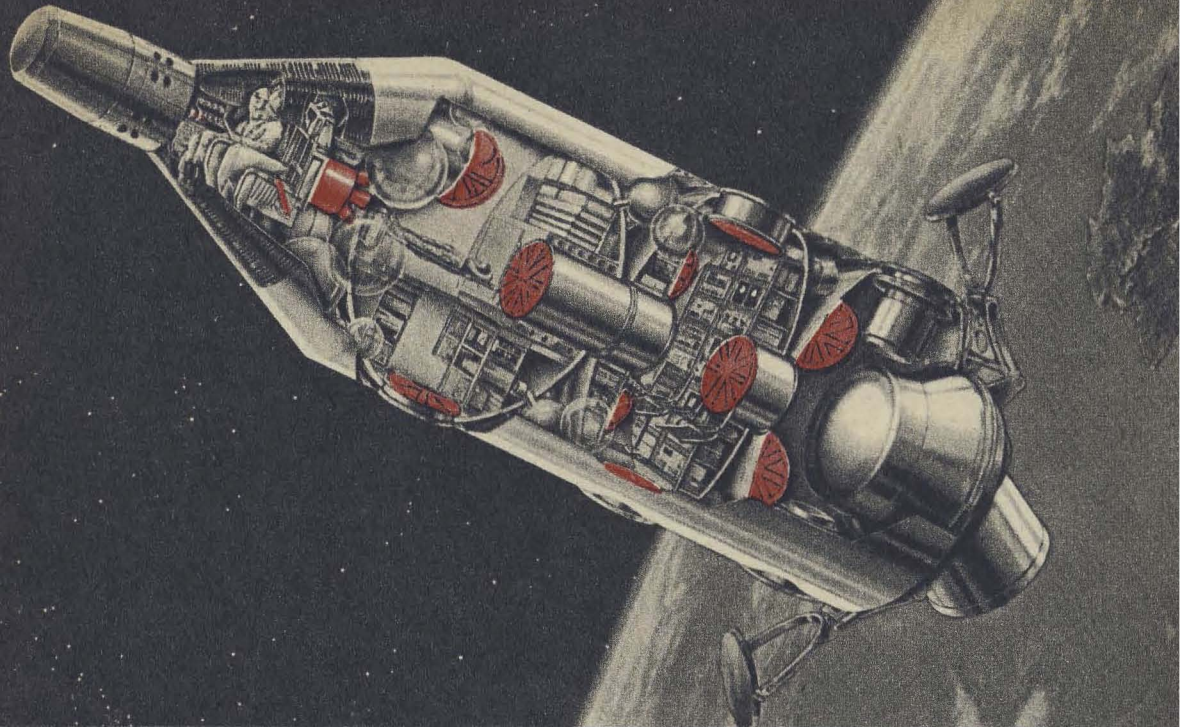
Das außerordentlich komplexe Programm für der-

artige militärische Raumstationen hat sein Schwergewicht bei den Aufgaben, die vom gegenwärtigen Standpunkt aus nicht durch automatische Raumfluggeräte allein gelöst werden können, sondern vielmehr die unmittelbare Entscheidung sowie das Handeln von Menschen erforderlich machen. Die Gesamtkonzeption bezieht sich daher nach den bisherigen Verlautbarungen in erster Linie auf eine allgemeine globale Aufklärung und die ständige Überwachung einzelner Gebiete – speziell des Über- und Unterwasserverkehrs auf den Meeren. Hinzu kommt die Aufklärung vorgegebener Objekte auf Befehl von Bodenleitstellen, die Aufklärung nach einem Kernwaffenschlag, weiter die Befehlsübermittlung und operative Kontrolle für Land-, See- und Luftstreitkräfte sowie Identifikation, Inspektion und eventuelles Außerbetriebsetzen von fremden unbemannten Raumflugkörpern (Satelliten).

Gerade hinsichtlich der zuletzt genannten Aufgabe scheint man sich in den USA vom MOL-Projekt und seinen Nachfolgern einen besonderen Wert zu versprechen. In diesem Zusammenhang erscheinen dann auch die speziellen Raumflugmanöver und -operationen (Rendezvous mit größeren Bahnänderungen, Ausstiege mit Montagearbeiten an Zielraumflugkörpern), die im Rahmen der „Gemini“-Flüge ausgeführt wurden, in einem ganz besonderen Licht.

Natürlich können die gleichen Mittel und Verfahren aber auch dafür eingesetzt werden, um Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten an eigenen unbemannten Raumflugkörpern vorzunehmen oder größere technische Einheiten (Funkmeß-Antennen, Überwachungsteleskope) im Raum zusammenzubauen.

Ein Blick auf die technische Konzeption der MOL-Raumstation zeigt, daß es sich dabei zunächst noch um eine recht begrenzte Lösung handelt, die für die Besatzung eine maximale Einsatzzeit von rund 30 Tagen zulassen soll. Als Trägerrakete ist die dreistufige „Titan 3C“ vorgesehen, deren Nutzmassekapazität für erdnahe Satellitenbahnen etwa 11,3 t beträgt („Proton“-Satelliten der UdSSR: 12,2 t, seit 1965 im Einsatz). Unter dieser Voraussetzung soll die Raumstation einen zweiseitigen Aufbau erhalten, die modifizierte „Gemini“-Rückkehrkapsel (2,7 t) und eine Laboratoriumseinheit von 28 bis 34 m³ Rauminhalt. Dieser eigentliche Stationskörper hat Zylinderform, eine Länge von 12,5 m und einen Durchmesser von



Die Zeichnung zeigt den Entwurf von Lockheed für das bemannte Raumlabor (MOL) der US Air Force.

etwa 3 m. Er besteht aus zwei Abteilungen, von denen die eine als hermetischer Aufenthalts- und Arbeitsraum für die 2köpfige Besatzung dient und die andere als Geräte- und Ausrüstungsteil gedacht ist. Durch eine Luke im Hitzeschild steigen die beiden Raumpiloten nach dem Aufstieg aus der „Gemini“-Kapsel in den Arbeitsraum um und kehren nach Abschluß ihrer Einsatzaufgaben auf dem gleichen Wege wieder in die Kapsel zurück. Während die Besatzung in der Kapsel den Abstieg vornimmt, verbleibt der Laboratoriumsteil in der etwa 650 km hoch liegenden Umlaufbahn. Nach den ursprünglichen Planungen sollte der erste MOL-Einsatzflug etwa Ende 1968 stattfinden. Inzwischen sehen weniger optimistische Einschätzungen den ersten bemannten Flug nicht vor 1970. Daneben zielen andere Planungen in den USA aber auch schon auf wesentlich leistungsfähigere und entsprechend größere Raumstationen ab. Als stärkstes Trägersystem käme dabei höchstwahrscheinlich die „Saturn 5“ in Betracht, deren Nutzmassekapazität für erdnahe Umlaufbahnen etwa 120 t beträgt. In einem unter der Kompetenz der NASA stehenden „Apollo“-Nachfolgeprogramm sollen diese Projekte zwar der Entwicklung wissenschaftlicher Raumstationen („Apollo-X“, MORL*) dienen, es kann jedoch als ziemlich sicher gelten, daß diese Arbeiten auch unter militärischen Gesichtspunkten beachtet und gegebenenfalls verwendet werden dürften.

Für alle militärischen Raumstationsprojekte gilt allerdings in gleichem Maße, daß sie aus bahnmekanischen Gründen ein verhältnismäßig leichtes Ziel für Boden-Raum-Kampfmittel darstellen. Es sei denn, man rüstet sie mit beträchtlichen Antriebsreserven aus. Aber derartige Möglichkeiten sind ganz allgemein und besonders für größere Raumstationen kaum zu realisieren. Darüber hinaus stoßen sie aus bioastronautischen Gründen auf beträchtliche Schwierigkeiten. Während die unbemannten Boden-Raumwaffen bezüglich der für schnelle Bahnänderungen erforderlichen hohen Beschleunigungen kaum beschränkt sind, ist für bemannte Raumstationen durchaus eine Grenze gesetzt. Es wäre allerdings denkbar, daß in der weiteren Entwicklung Raumstationen mit Abwehrraketen ausgerüstet werden, die im Ernstfall gegen anfliegende Boden-Raum-Waffen zum Einsatz gebracht werden können. Ob diese Eskalation des Aufwands jedoch in einem vertretbaren Verhältnis zum Wert einer Raumstation gehalten werden könnte, ist gegenwärtig noch nicht abzusehen. Welche Aufmerksamkeit aber die Sowjetunion dem Problem der militärischen Raumstationen entgegenbringt, geht daraus hervor, daß Marschall Malinowski schon vor längerer Zeit auf die Existenz von zuverlässigen Satelliten-Bekämpfungsmitteln in der Sowjetunion hinwies.

*) = Manned Orbiting Research (Forschungs) Laboratory



Im Februar des Jahres 1959 ist auf einem Friedhof in Linz in Österreich eine kleine Trauergesellschaft versammelt. Ein älterer Mann ist gestorben. Seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern stehen am Grab. Daß sie von einer nahen Anhöhe außerhalb des Friedhofs mittels Teleobjektiv mehrmals fotografiert werden, ahnen sie nicht.

Die Aufnahmen gelingen. Der Fotograf stellt solange Vergrößerungen her, bis das Gesicht eines der Söhne des Verstorbenen deutlich zu erkennen ist. Chajim Weinberg vergleicht dieses Bild mit dem Bild eines jüngeren Bruders des Fotografierten und stellt fest: Die Ähnlichkeit der beiden Brüder ist überraschend, obwohl die Aufnahme des jüngeren Bruders aus dem Jahre 1936 stammt. Heute ist der verschwundene Adolf Eichmann, nach dem Chajim Weinberg seit 1945 sucht, 53 Jahre alt, und man kann annehmen, daß er genauso aussieht wie sein Bruder Robert, dessen Auftauchen in den letzten Jahren immer wieder zu blindem Alarm führte; es hieß dann immer, Adolf Eichmann sei gesehen worden.

Vor sieben Jahren ist Frau Veronica Eichmann, die Frau des unsichtbar gewordenen Judenmörders, aus dem österreichischen Ort Aussee, wo sie seit 1945 mit ihren Kindern wohnte, plötzlich verschwunden. Chajim Weinberg sandte einen geschickten Agenten zur Mutter der Frau Veronica Eichmann, die erklärte, ihre Tochter habe nichts mehr mit Eichmann zu tun, der tot sei, sie habe einen Engländer namens Klemt oder Klement geheiratet und sei zu ihm ins Ausland gereist. Wohin, das wisse sie nicht.

Dann stirbt Eichmanns Mutter. Chajim Weinberg liest die Todesanzeige in der Zeitung. Unter den „trauernden Hinterbliebenen“ wird der Name Veronica Eichmann genannt. Damit steht für Chajim Weinberg fest, daß die Geschichte von der Wiederverheiratung der Frau Veronica eine Lüge ist, daß Eichmann lebt und Frau Veronica mit ihren Kindern zu ihm gefahren ist. Wäre es anders, dann würde ihr Name in dem Todesinserat nicht genannt werden. Die Familie Eichmann hält also zusammen und bewahrt das Geheimnis des Aufenthaltes ihres „prominenten“ Sohnes. Der Verdacht, daß Eichmann mit Hilfe einer geheimen Organisation, die Nazis über Italien nach Ägypten und Argentinien schleust, nach

Die Verhaftung des Adolf Eichmann

VON J. C. SCHWARZ

Argentinien entkommen ist, wird Chajim Weinberg eines Tages durch einen Zufall bestätigt. Er ist Briefmarkensammler, ein alter österreichischer Baron bietet ihm eine wertvolle Sammlung zum Kauf an, bei dieser Gelegenheit befreunden sie sich miteinander, und der Baron zeigt ihm den Brief eines Freundes aus Buenos Aires, in dem es unter anderem heißt: „... Ich sah dieses elende Schwein Adolf Eichmann, der die Juden kommandierte. Er lebt in der Nähe von Buenos Aires und arbeitet in einem Wasserwerk...“ Chajim Weinberg schickt seine Unterlagen über Adolf Eichmann nach Jerusalem, an eine israelische Regierungsstelle.

Man ist in höheren israelischen Regierungskreisen nicht sehr begeistert über diese Aktivitäten des Privatdetektivs Weinberg. Seit Jahren, seitdem sich die Tore des Konzentrationslagers Mauthausen für ihn öffneten, bedrängt Weinberg die zionistische Weltorganisation und ab 1948 die inzwischen gebildete israelische Regierung mit der Bitte um Hilfe in Sachen Eichmann. Weinberg ist Mitglied einer oppositionellen Partei, die dem Ministerpräsidenten Ben Gurion nicht wohlwogen ist. Die Regierung Ben Gurion ist der Meinung, daß man sich mit der westdeutschen Regierung nicht überwerfen darf. Wichtige wirtschaftliche Überlegungen spielen eine Rolle. Der junge Israelstaat braucht Devisen. Ein großer Teil seines Devisenbedarfes wird von Westdeutschland gedeckt. Man möchte nicht die guten Beziehungen zu Bonn stören durch eine regierungsamtliche Beteiligung an der Suche nach Eichmann. Dieser Weinberg bringt die Regierung in Jerusalem in Verlegenheit. Er ist Rechtsanwalt und ein geschickter Mann, der imstande wäre, eines Tages die jüdische und israelische Öffentlichkeit zu mobilisieren.

Zum „Unglück“ kommen im Frühjahr 1959 Nachrichten aus Buenos Aires nach Jerusalem. Ein ungarischer Jude, der seit vielen Jahren in

Argentinien lebt, ist der Frau Veronica Eichmann, geborene Treibl, auf die Spur gekommen. Es ist ein blonder, germanisch aussehender Mann, der in der Stadt General Belgrando südlich von La Plata geschäftlich zu tun hatte und in die Gesellschaft der dort lebenden Deutschen geriet. Er spricht sehr gut deutsch. Die Deutschen machten ihn zum Ungarnflüchtling, der mit anderen 1956 in Ungarn das Rad der Geschichte zurückzudrehen versuchte und mit dem Strom der Flüchtlinge über Westdeutschland nach Argentinien gespült wurde. Als Kaufmann hält er sich an die Regel, daß der Kunde immer Recht hat, er läßt sie in dem Glauben, verkauft ihnen Staubsauger und wird schließlich zu einem nazistischen Kameradschaftsabend eingeladen. Dort hört er, wie ein Nazi zum andern sagt: „Die Witwe von Obersturmbannführer Eichmann soll sich wieder verheiratet haben, mit einem gewissen Klement. Sie wohnen in Partido Vicente Lopez in Buenos Aires. Ihr neuer Mann ist Vorarbeiter in den Mercedes-Benz-Werken, also Autoschlosser. Was diese Frau durchgemacht hat, ist unbeschreiblich.“

Der ungarische Kaufmann merkt sich diese Äußerung sehr genau. Wie viele Juden seines Jahrganges ist er einziger Überlebender einer Familie, die von den Nazis ausgerottet wurde. Er möchte gern den neuen Mann der Frau Veronica Eichmann sehen. Sein Instinkt sagt ihm, daß Klement möglicherweise Adolf Eichmann ist.

So geht er nach Partido Vicente Lopez und macht sich an die für das Revier zuständige Polizeiwache heran. Er bietet den Polizisten Staubsauger an, zu günstigen Zahlungsbedingungen, und erklärt ihnen sein Interesse an einer Zusammenstellung zahlungskräftiger Bewohner des Stadtviertels. Besonders Technikern, Meistern und Vorarbeitern möchte er seine Staubsauger anbieten. Ein gefälliger Polizist stellt ihm aus der Wohnkartei eine entsprechende Liste zu-



sammen und bekommt dafür einen Staubsauger zum halben Preis. Auf der Liste findet sich unter anderen der Name: Ricardo Klement, Vorarbeiter in den Mercedes-Benz-Werken, Chacabuo-Straße 134.

Der tüchtige Kaufmann geht mit seinen Staubsaugern in die Chacabuo-Straße 134. Die Türschilder zeigen ihm an, daß er auf der richtigen Fährte ist: Neben dem Schild „Ricardo Klement“ ist das Schild „Veronica Treibl de Eichmann“ befestigt.

Von einem gegenüberliegenden Zimmer aus, das er mietet, beobachtet er die Familie Klement und kennt bald sämtliche Mitglieder: Herrn Klement, seine Söhne und Frau Veronica. Aber ob Klement mit Adolf Eichmann identisch ist, weiß er nicht. Über eine Zwischenadresse außerhalb der Stadt berichtet er nach Jerusalem. Seine Mitteilung deckt sich mit den Mitteilungen Chajim Weinbergs. Auch Anzahl und vermutliches Alter der Söhne stimmen mit Weinbergs Angaben überein.

Noch möchte Ben Gurion nicht eingreifen. Er macht sich Sorgen um den westdeutschen Devisenstrom. Aber es ist etwas anderes geschehen. Höhere Offiziere des israelischen Geheimdienstes haben von diesen Vorgängen erfahren. Es sind junge Juden aus dem Volk, die nicht bereit sind, auf die Verfolgung des Judenmörders zu verzichten. Sie bedrängen ihren Ministerpräsidenten, so daß er schließlich die Erlaubnis gibt, ein Team erfahrener Geheimdienstleute nach Buenos Aires zu schicken. Aber die Angelegenheit fügt weitere weiße Haare seinen schon vorhandenen weißen Haaren hinzu, und er beschließt schon jetzt, wenn die Sache ernst werden sollte, mit Herrn Adenauer zu konferieren und mit dem westdeutschen Regierungshaupt zu beraten, wie man die Sache am besten aus der Welt schafft. (Später, in den Tagen des Prozesses, weist die Zeitung der Kommunistischen Partei Israels darauf hin, daß immer an den Stellen das veröffentlichte Protokoll der Gerichtsverhandlung lückenhaft ist, an denen Eichmann über seine heute in Bonn wieder zu Amt und Würden gelangten Komplizen auszusagen beginnt – ein Zeichen dafür, daß ein Geheimabkommen zwischen Bonn und Israel existieren muß, dem die Wahrung der Interessen von Bonner Persönlichkeiten mit allzu brauner Vergangenheit zugrunde liegt).

Täglich wird Ricardo Klement jetzt, ohne es zu merken, von harmlos aussehenden jungen Leuten fotografiert, die ihm an den verschiedenen Punkten seines Weges zur Arbeit entgegen-schlendern oder an Stellen herumstehen, die er passieren muß. Die Verschlüsse ihrer Aktentaschen, die Abzeichen in ihren Knopflöchern sind getarnte Linsen von Geheimkameras. Solche Fotos sind keine Atelieraufnahmen, nur wenige von ihnen sind brauchbar. Man fürchtet, daß Ricardo Klement, wenn er etwas merkt, wie andere vor ihm im Dschungel Lateinamerikas verschwinden wird, und dann braucht man Fotos, um ihn wieder zu finden. Aber Ricardo Klement merkt nichts. Er ahnt auch nicht, daß ein Kurzwellensender in dem Zimmer gegenüber seiner Wohnung morgens, wenn er das Haus verläßt, und abends, wenn er heimkehrt, dem israelischen Abwehroffizier in einem Haupt-

quartier am Stadtrand die Mitteilung durchgibt: „Alles in Ordnung.“ „In Ordnung“ heißt: So wie alle Tage. Auch aus einem Zimmer in der Nähe des Fabrikeinganges in Suarez kommen regelmäßig solche lakonischen Mitteilungen in hebräischer Sprache.

Monate vergehen, ohne daß sich etwas ereignet. Ricardo Klement gibt seinen Verfolgern keinen Anlaß zu der Schlußfolgerung, er sei Adolf Eichmann.

Da kommt eines Tages im Februar 1960 eine Hiobsbotschaft aus der Chacabuo-Straße. Herr Klement ist an diesem Morgen nicht zur Arbeit gegangen. Ein Möbeltransportwagen steht vor der Tür, und Herr Klement und die übrigen Mitglieder der Familie schaffen Möbel und Hausrat hinaus und verladen sie in das Auto. Was soll nun geschehen?

Vom Hauptquartier wird sofort ein PKW geschickt, der in gewissem Abstand von dem Möbelwagen parkt. Ob Herr Klement Verdacht geschöpft hat und deshalb seinen Wohnsitz wechselt? Der Möbelwagen fährt schließlich los, und das Auto mit den Verfolgern kann langsam hinterherfahren.

Die Fahrt dauert fast eine halbe Stunde. Am Rand der Stadt, in San Fernando, in der gott-verlassenen Garibaldistraße, hält der Möbelwagen vor einem einsamen Häuschen. An dieser Stelle wird die Garibaldistraße zu einer breiten Ausfallstraße, die aus der Stadt heraus führt. Hier jagen die Autos im Hundert-Kilometer-Studentempo entlang.

Klement schließt die Haustür auf. Er ist nur umgezogen; daß er diese einsame Gegend als seinen neuen Wohnsitz wählte, zeigt, wie sicher er sich fühlt.

Einer der Verfolger geht zur Tür des Hauses, vor dem seit einer halben Stunde der PKW steht, und klingelt. Er fragt die alte Frau, die öffnet, ob es möglich ist, ihm ein Zimmer zu vermieten. Er sei Bauingenieur und habe in dieser Gegend zu tun. Es wäre ihm sehr lieb, wenn er hier wohnen könne. Nach einigem Hin und Her bekommt er einen Raum, der in den nächsten Tagen als Arbeitszimmer eines Bauingenieurs eingerichtet wird. Das Zimmer in Partido Vicente Lopez wird gekündigt, der Kurzwellensender in die Garibaldistraße gebracht. Wieder gehen die Abwehrleute mit Geduld und Zähigkeit ans Werk. Ricardo Klement ahnt immer noch nicht, daß er eingekreist ist, daß ein ganzer Apparat aufgezogen wurde, um jeden seiner Schritte zu registrieren, daß es eine Unzahl von Fotos gibt, die seine Schuhe, seinen Körper, aber auch sein Gesicht zeigen.

Am Abend des einundzwanzigsten März kommt Ricardo Klement wie jeden Tag nach Arbeits-schluß aus der Fabrik. Aber er geht nicht gleich zur Haltestelle, sondern erst zu einer benachbarten Gärtnerei, die er Minuten später mit einem in Papier gewickelten Blumenstrauß wieder verläßt.

Erst jetzt besteigt er seinen Bus und fährt wie jeden Abend nach Hause. Er betritt das Haus mit dem Blumenstrauß in der Hand.

Diese kleine Abweichung wird sofort ins Hauptquartier gemeldet. Der Chef der Gruppe, der diese Mitteilung empfängt, weiß zunächst nicht



Illustrationen: Karl Fischer

recht, was er mit ihr anfangen soll. Plötzlich diese Sentimentalität? Ein Blumenstrauß?

Er nimmt sich noch einmal die Personalunterlagen von Adolf Eichmann vor. Es muß irgendein Familienfest heute sein. Hat einer der Jungen Geburtstag? Oder die Frau?

Da liest er: Am einundzwanzigsten März 1935 heiratete Adolf Eichmann Frau Veronica, geborene Treibl. Also ist heute der Tag der Silbernen Hochzeit des Ehepaares Eichmann.

Und es fällt dem Abwehrmann wie Schuppen von den Augen: Das ist ja der Identitätsbeweis, auf den sie seit einem Jahr warten! Kein Ehemann schenkt seiner Frau Blumen zum Jahrestag ihrer Verheiratung mit einem andern. Ricardo Klement ist Adolf Eichmann.

Abends wird das Ereignis gefeiert. Ein Telegramm geht nach Jerusalem, hebräisch: „Der Mann ist der Mann.“

Was soll aber nun weiter geschehen? Der Fall Mengele und andere beweisen zur Genüge, daß selbst nach dem Sturz Peróns die Argentinier Kriminelle nicht ausliefern, wenn sie Nazis sind. Der Leiter der Abwehrgruppe fliegt nach Jerusalem. Wieder vergeht eine gewisse Zeit, bis Beschlüsse für die zweite Etappe der Aktion vorliegen.

Am Morgen des 11. Mai 1960 kommt Adolf Eichmann wie gewöhnlich aus seinem Haus, fährt wie gewöhnlich zur Arbeit, nimmt wie gewöhnlich mittags in seinem Stammlokal seine Mahlzeit ein, kehrt nach Beendigung der Mittagspause in die Fabrik zurück und verläßt abends wie immer um diese Zeit seinen Arbeitsplatz.

Nichtsahnend.

Der Bus kommt, der ihn heimwärts führt. Die Fahrt dauert etwa 20 Minuten. Daß jemand hinter ihm im Bus sitzt, der mehr von ihm weiß, als ihm lieb ist, ahnt er nicht.

In der Mitte des Straßenabschnittes zwischen der Bushaltestelle und seinem Haus parkt ein Wagen am Straßenrand. Ein Mann steht an der geöffneten Kühlerhaube des Wagens und manipuliert am Motor. Offenbar eine Panne. Die Landstraße hat an dieser Stelle die Stadt weit hinter sich gelassen, die Fahrzeuge rasen in das offene Land hinaus, ohne sich um den Wagen zu kümmern, dessen Fahrer versucht, den Schaden zu beheben.

Adolf Eichmann ist allein auf der Landstraße. Es ist nur ein Mann mit ihm ausgestiegen, der ihm langsam in großem Abstand folgt. Eichmann geht langsam, etwas müde von der Tagesarbeit, aber zufrieden auf sein Haus zu.

Dabei muß er an dem Wagen vorbei, der hier steht.

Er arbeitet in den Mercedes-Benz-Werken, er versteht etwas von Motoren. Er will einen Blick unter die aufgeklappte Haube in den Motor des Wagens werfen, vielleicht kann er helfen.

Da, als er ganz dicht am Wagen ist, packen ihn plötzlich mit unglaublicher Geschwindigkeit athletische, judotrainierte Männerarme, und im nächsten Augenblick liegt er im Innern des Wagens. Er will den Mund öffnen und schreien, aber die beiden Männer kleben ihm einen Leukoplaststreifen über den Mund, den er nicht abreißen kann, da seine Arme nach hinten zurückgebogen sind. Auch der Mann, der mit ihm zusammen den Bus verließ, steigt blitzschnell in den Wagen, so daß Eichmann zum ersten Mal, zu spät allerdings,

etwas von der Einkreisung ahnt, die ihn seit einiger Zeit umgibt.

In rasender Fahrt schießt das Auto mit seiner Beute die Landstraße hinunter.

Eichmann liegt in dem geräumigen Wagen und ist völlig hilflos. Er merkt, daß er es mit Spezialisten zu tun hat, die wissen, wie man einen Mann entführt. Es ist alles aus, denkt er und schließt die Augen. Wenn diese Leute nicht noch rechtzeitig einen Fehler machen, bin ich verloren.

Einer der Männer richtet einen Revolver auf ihn und knurrt in deutscher Sprache: „Wenn Sie sich rühren, schießen wir.“

Nach zehn Minuten Fahrt verbinden sie ihm die Augen. Er hört, daß sich die Fahrt verlangsamt, daß ein Tor geöffnet wird, dann eine Garagentür. Sie haben ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und tragen ihn Stufen empor. Eine Stubentür wird aufgeschlossen.

Erst jetzt nehmen sie ihm die Augenbinde ab und den Leukoplaststreifen. Wieder sieht er eine Revolvermündung auf sich gerichtet. Er steht in einem kleinen, primitiv möblierten Zimmer, das ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle enthält.

Sie sprechen kein Wort. Sie suchen ihn nach Waffen ab, schweigend, entkleiden ihn schweigend und sehen nach, ob er Waffen an seinem Körper hat. Sie untersuchen ihn fachmännisch, mit einer Gewandtheit, die darauf schließen läßt, daß sie Erfahrung besitzen. Sie heben seinen linken Arm hoch und entdecken unter der Achselhöhle, genau an der Stelle, an der die SS das Blutgruppenzeichen einzutätowieren pflegte, eine Narbe, die so aussieht, als habe jemand in stümperhafter Weise die Tätowierung zu entfernen versucht. Einer der Verfolger öffnet ihm den Mund, offenbar sucht er nach einer Giftampulle, die Eichmann zwischen den Zähnen haben könnte.

Es wird immer noch nicht gesprochen.

Eichmann selbst spricht das erste Wort:

„Sie können nicht erwarten, daß ich – nach fünfzehn Jahren – immer noch auf der Hut bin. Ich habe nichts im Mund versteckt.“

Sie bleiben stumm. Keiner antwortet.

Dann geben sie ihm die Kleider zurück. Er darf sich wieder anziehen.

Erst jetzt richtet einer der Männer, der offenbar die Gruppe leitet, eine Frage in deutscher Sprache an ihn:

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Adolf Eichmann“, sagt der ehemalige Obersturmbannführer müde. Und fährt fort: „Ich weiß, ich bin in den Händen von Israelis.“

Keine Antwort. Kein weiteres Wort wird gesprochen.

Zehn Tage lang, bis zum einundzwanzigsten Mai, bleibt Eichmann in diesem Haus, bewacht, nachts im Bett angebunden. Er unterschreibt eine Erklärung, die er später widerrufen wird: Er sei bereit, sich der israelischen Gerichtsbarkeit zur Verfügung zu stellen.

Am Abend des einundzwanzigsten Mai verläßt ein Flugzeug der israelischen Fluggesellschaft El-Al den Lufthafen von Buenos Aires. Im letzten Augenblick, kurz vor dem Aufstieg, bringen zwei wie Sanitäter gekleidete Männer in ihrer Mitte einen Patienten ins Flugzeug, der schwerkrank zu sein scheint und in der abgeteilten ersten Klasse des Flugzeuges untergebracht wird.

Die Motoren springen an, das Flugzeug rollt über die Startbahn, erhebt sich in die Luft, nimmt Kurs auf Westafrika. Im Lufthafen von Dakar landet es einmal, um Treibstoff aufzunehmen. Während die anderen Passagiere hinausgehen, um sich ein wenig die Beine zu vertreten, bleiben der vornehme kranke Passagier aus der ersten Klasse sowie die beiden ihn begleitenden Sanitäter in der Kabine.

Die „Bristol Britannia“ landet am zweiundzwanzigsten Mai in Tel Aviv.

Am 23. Mai ist der Chef der israelischen Regierung gezwungen, dem Parlament mitzuteilen, daß der Judenmörder Adolf Eichmann, ehemaliger Obersturmbannführer im Reichssicherheitshauptamt, verhaftet wurde und sich in sicherem Gewahrsam in Israel befindet.

Die Herren in Bonn, an ihrer Spitze Dr. Hans Globke, Ministerialdirektor im Bonner Kanzleramt und rechte Hand Adenauers, werden unruhig. Globke, früher wichtiger Jurist im nazistischen Innenministerium, der die Nürnberger Gesetze kommentierte und überallhin den deutschen Truppen folgte, um den Judenmassakern die „rechtliche“ Grundlage zu schaffen, möchte nicht, daß in Jerusalem über ihn gesprochen wird. Deshalb zahlt er dem Anwalt Eichmanns, einem aus dem Nürnberger Prozeß bekannten Naziverteidiger, aus seinem Reptilienfond für die Wahrung der Bonner Interessen in dem ein Jahr nach Eichmanns Verhaftung beginnenden Prozeß ein Honorar von 10 000 Dollar. Außerdem schickt er über siebenzig ausgesuchte westdeutsche Journalisten nach Jerusalem, zum Teil bewährte Agenten und Provokateure, die dem Eichmann-Anwalt Servatius zur Hand gehen und einen westdeutschen Nachrichtenring im Sinne Globkes um den Prozeß legen. Eichmann selbst, von Servatius mit der Einstellung der westdeutschen Rechtshilfe bedroht, wagt kaum etwas über seine alten SS-Kameraden im Bonner Regierungsapparat zu sagen. Aber das nutzt ihm wenig. Zwei Jahre nach seiner Verhaftung wird er hingerichtet, mit seiner Asche geschieht das, was mit der Asche von Millionen umgebrachter Juden geschah: Sie wird in den Wind gestreut, ins Mittelmeer.

So geschah zwar dem Judenmörder Eichmann Recht. Aber das Recht, das seinen Komplizen im Bonner Staatsapparat hätte geschehen müssen, blieb davon unberührt, dank der Zusammenarbeit zwischen Jerusalem und Bonn.

Wir bitten unsere Abonnenten in Westberlin, Westdeutschland sowie dem Ausland, ihr Abonnement für das Jahr 1967 bei ihrem Buchhändler bzw. dem zuständigen Außenhandelsunternehmen rechtzeitig zu erneuern.

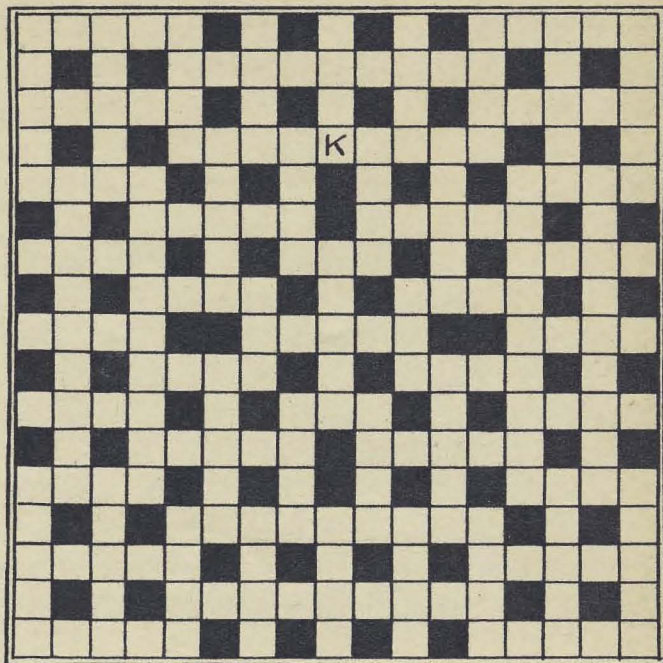
DEUTSCHER MILITÄRVERLAG



KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN

Die alphabetisch geordneten Wörter sind so einzubauen, daß ein Kreuzworträtsel entsteht.

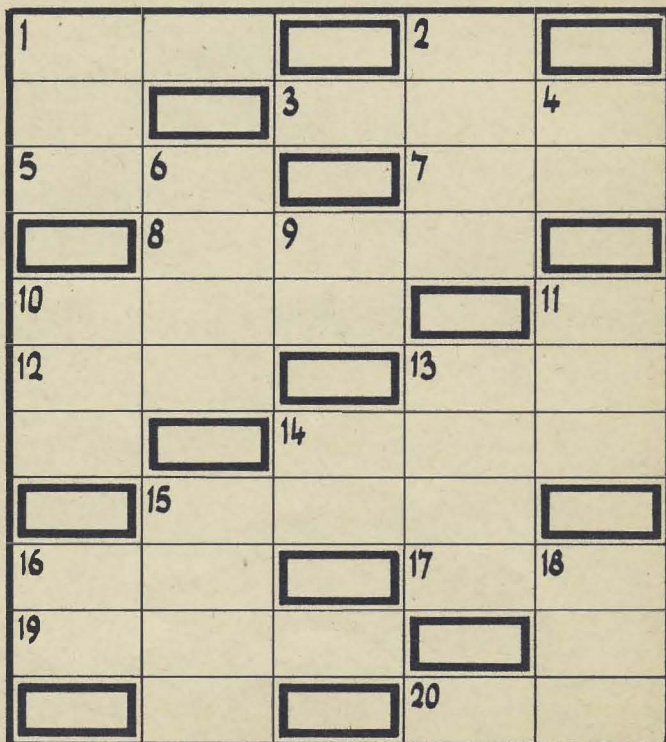
Aare – Ante – Amur – Asra – Artek – Argo – Agra – Ara – Armee – Back – Drau – Dill – Eitel – Ecke – Enns – Ebene – Einem – Einer – Ehe – Gunst – Hanoi – Imitation – Irbis – Klub – Kuli – Kobra – Karabiner – Jordanien – Krepp – Kinn – Landkarte – Leo – Lake – Kant – Liste – Myrte – Morse – Meldehund – Nell – Niel – Neige – Omar – Ossa – Odeum – Odin – Onkel – Pier – Renn – Ruin – Rebellion – Rio – Sure – Sake – Sonne – Spreu – Standarte – Spartakus – Sejm – Sprit – Titan – Torun – Tempo – Terra – Tonne – Tabu – Union.



SILBEN- KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Halbedelstein, 3. Krallenöffchen, 5. altarabische Landschaft, 7. größter Strom Westafrikas, 8. sowjetischer Schriftsteller, 10. Ziehgeld, 12. jugoslawischer Karstfluß, 13. Druckmatrize, 14. Geschütz, 15. Oper von Richard Strauß, 16. Verpackungsgewicht, 17. Stadt in der Usbekischen SSR, 19. Schädlingsbekämpfungsmittel, 20. russischer Frauenname.

Senkrecht: 1. sowjetische Hafenstadt am Schwarzen Meer, 2. russischer Komponist (1873–1943), 4. Sportler, 6. Gerichtshalle der Griechen und Römer, 9. Augenblick, 10. Kampfplatz, 11. Straßenbeleuchtungskörper, 13. Meßgerät, 14. Gewichtsverlust, Schwund, 15. spanischer Violinvirtuose und Komponist (1844–1908), 16. Wochenteile, 18. italienische Provinz.

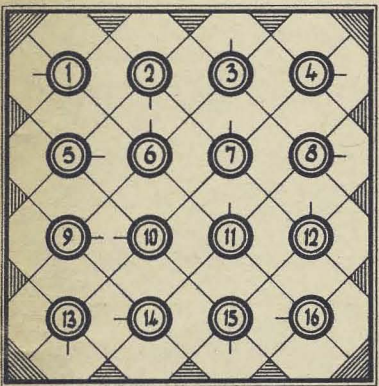


WABENRATSEL

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

- 1. Trinkgefäß, 2. deutscher Botaniker und Genetiker (1875–1933), 3. Diele, Vorraum, 4. Einheit der elektrischen Spannung, 5. Stadt in Frankreich, 6. Spaltwerkzeug, 7. Aschengefäß, 8. Fluß in Spanien, 9. Einsicht, Bedauern, 10. weiblicher Vorname, 11. Verbindungsbolzen, 12. Kinderspeise, 13. Stacheltier, 14. Teilstaat eines Bundesstaates, 15. spanischer Frauenname, 16. südfranz. Hafenstadt.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen – einen zusammenfassenden Begriff für alle Menschen, die dem Schutz des Luftraumes eines Staates dienen.



ZUM RECHNEN

Eine Pioniereinheit erhält den Auftrag, eine Umgehungsstraße durch Verlegen von Fahrspurplatten herzustellen. Auf- bzw. Abtrag von Boden soll nach Möglichkeit vermieden werden. Die Längsneigung p der Straße darf mit Rücksicht auf die Transportfahrzeuge nicht mehr als 6% betragen.

Im allgemeinen war das erkundete Gelände eben. Nur für einen Geländeabschnitt wurde ein Höhenunterschied von 19,05 m auf 224 m Länge ermittelt. Dieser Geländeabschnitt war gleichmäßig geneigt.

- a) Wieviel % wurde für die Geländeneigung errechnet?
- b) Wie groß wäre der Höhenunterschied, wenn die Geländeabschnitt gerade 6% betragen würde?

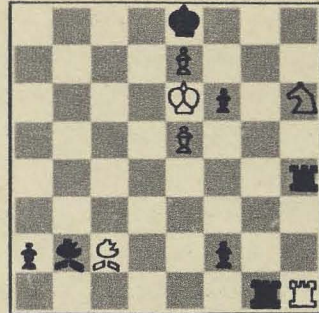
VOM KERN ZUM WORT



- Es sind acht waagerechte Wörter folgender Bedeutung einzusetzen.
- 1. Teil des Vogelfußes (Mehrzahl), 2. Schnabelflöte, 3. Vorarbeiter, 4. Rückstand bei der Zuckergewinnung, 5. spanische Bergbaustadt, 6. Wan-

dervolk, 7. Kunstfaser, 8. Stadt in Frankreich. Bei richtiger Lösung ergeben die ersten Buchstaben – von oben nach unten gelesen – die Bezeichnung für eine abkommandierte militärische Einheit.

SCHACH



Matt in drei Zügen

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 10/1966

KREUZWORTRATSEL: Waagerecht: 1. Kisch, 4. Stuck, 7. Peru, 10. Iskra, 13. Eva, 14. Reis, 15. Hus, 16. Linie, 17. Rampe, 20. Star, 22. Akaba, 24. Rhin, 26. Lister, 27. Arat, 28. Epos, 31. Ananas, 32. Ter, 34. Peso, 36. Raster, 38. Meran, 40. Ren, 41. Fallada, 45. Ili, 46. Brenner, 48. Etalon, 50. Kellner, 53. San, 55. Mineral, 56. Gnu, 58. Siena, 60. Idokas, 63. Oese, 65. Ono, 67. Igelit, 70. Nell, 71. Eden, 73. Dekade, 75. Oleg, 77. Duden, 78. Leda, 79. Ernst, 81. Essig, 82. Tee, 83. Alba, 84. Inn, 85. Lumme, 86. Ulme, 87. Lotos, 88. Talon. Senkrecht: 1. Keller, 2. Santos, 3. Heer, 4. Sarin, 5. Ulm, 6. Kreis, 7. Piste, 8. Este, 9. Uhr, 10. Isar, 11. Krater, 12. Aragon, 18. Ana, 19. Plakat, 21. Artel, 23. Kap, 25. Harfe, 27. Ara, 29. Patrone, 30. Sten, 33. Erika, 35. Senegal, 37. Kali, 38. Mine, 39. Nil, 42. Arsen, 43. Lena, 44. Dame, 47. Nis, 49. Onager, 51. Elite, 52. Lyon, 54. Anode, 56. Gondel, 57. Usedom, 59. Ian, 61. Kessel, 62. Slogan, 64. Ede, 66. Skale, 67. Ideal, 68. Los, 69. Iltis, 72. Ente, 74. Edam, 76. Gent, 78. Leu, 80. Nut.

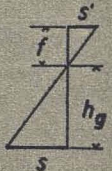
WABENRATSEL: 1. Span, 2. Camp, 3. Kahn, 4. Amme, 5. Lamm, 6. Elke, 7. Mais, 8. Aale, 9. Leid. – Schneideisen.

SCHACH: Korsch 1. Sg 71 Tf 3 g3 h3; 2. e4† de 3; e. p. 3. Dd 3 matt; 1. ... d 3; 2. Sf 5 nebst matt auf c 4 oder e 4.

SILBENKREUZWORTRATSEL: Waagerecht: 1. Halka, 3. Katode, 5. Kemi, 7. Biserta, 8. Genre, 10. Vene, 11. Kompaß, 12. Sekretär, 13. Robe, 14. Panda, 15. Zuaven, 16. Panzer, 17. Eisen, 18. Nana, 20. Mikroben, 21. Löser, 22. Selene, 23. Stockholm. – Senkrecht: 2. Kabine, 3. Katatombe, 4. Degen, 6. Militärwesen, 9. Reseda, 10. Venezuela, 13. Ravenna, 14. Panzermine, 17. Eibestock, 19. Nase.

ZUM RECHNEN:

$$\frac{1}{m_b} = \text{Bildmaßstab}$$
$$m_b = \text{Bildmaßstabzahl}$$
$$s = \text{Strecke in der Natur}$$
$$h_g = \text{Flughöhe über Grund}$$
$$s' = \text{Strecke im Bild}$$
$$f = \text{Brennweite der Aufnahme-kammer}$$
$$\frac{s'}{s} = \frac{1}{20000}$$
$$= \frac{1}{m_b}$$
$$= \frac{f}{h_g}$$
$$h_g = f \cdot m_b$$
$$= 0,1 \text{ m} \cdot 20000$$
$$h_g = 2000 \text{ m}$$



Skizze:

FULLRATSEL: 1. Poljot, 2. Wright, 3. Leonow, 4. Wostok, 5. Kosmos, 6. German. – Proton.

FRÜHJAHRS INTERNATIONAL

Vor zehn Jahren, am 2. 12. 1956, kehrte Fidel Castro mit seiner berühmten „Granma-Expedition“ nach Kuba zurück. Es begann der offene Kampf gegen die Truppen des Diktators Batista.

Am 6. 12. jährt sich zum fünfundsingsten Male die von der Roten Armee siegreich geführte Schlacht um Moskau.

Der 21. 12. ist Jahrestag der heldenmütig gegen die USA-Aggressoren kämpfenden Vietnamesischen Volksarmee.

Zum fünfundsingsten Male kehrt am 22. 12. der Jahrestag der Jugoslawischen Volksarmee wieder.

Wir gratulieren den kubanischen, sowjetischen, vietnamesischen und jugoslawischen Genossen aus diesen Anlässen auf das herzlichste.

Dem siebentägigen Kampf polnischer Soldaten bei der Verteidigung der Westerplatte widmet Regisseur Stanislaw Rozewicz einen Spielfilm. Die bei Gdansk liegende Halbinsel war auf Beschluß des Völkerbundes 1924 als polnisches Munitionslager eingerichtet worden. Am 1. September 1939 wurde sie als eines der ersten Kriegsziele von den deutschen Faschisten vom Meer und vom Land her sowie aus der Luft angegriffen. Ihre nur 182 Soldaten und Offiziere zählende Besatzung konnte sich jedoch eine Woche lang gegen die erdrückende Übermacht halten.

Eine Ausstellung über die Tätigkeit ausländischer Spionageorganisationen wurde in Budapest gezeigt. Sie gab zugleich Einblick in die Arbeit der ungarischen Sicherheitsorgane. Das neueste Material stammte aus dem unlängst durchgeführten Prozeß gegen Dr. Lehel Egedy und Komplizen.

Zur Vervollständigung der Ausstellung wurden Dokumentarfilme gezeigt.

Aus Westdeutschland stammende Söldner bilden zusammen mit Angeworbenen aus Südafrika, Italien und Griechenland nahe der Grenze zu Sambia Kampfeinheiten des rassistischen Smith-Regimes in Rhodesien aus. Das meldete die in Daressalam erscheinende „Zimbabwe Review“, Organ der „Afrikanischen Volkunion von Simbabwe“ (ZAPU).

Von Anfang Juni bis Mitte Juli dieses Jahres eroberte die südvietnamesische Befreiungsarmee in den Provinzen Quang Tri und Thua Thien über einhundert Ortschaften mit einer Bevölkerungszahl von mehr als 100 000 Menschen.

Im ersten Halbjahr 1966 setzte sie 70 480 Soldaten des Feindes außer Gefecht, darunter 29 574 Amerikaner und 5584 Südkoreaner. In der gleichen Zeit konnte sie über 3000 Waffen der verschiedensten Art erbeuten.

Regiment „Jeftimie Croitoru“

Im Jahre 1958 wurde einem Pionierregiment der Rumänischen Volksarmee der Name „Jeftimie Croitoru“ verliehen. Besonders interessant daran ist, daß Croitoru weder ein berühmter revolutionärer Führer der Vergangenheit noch ein bedeutender Politiker oder ein hervorragender Feldherr war. Jeftimie Croitoru war „nur“ Soldat, war Pionier in dem Regiment, das heute seinen Namen trägt. Der Anlaß dazu liegt über zwei Jahrzehnte zurück.

Nach dem Sturz des faschistischen Antonescu-Regimes war Rumänien an der Seite der Roten Armee in den Krieg gegen Hitlerdeutschland eingetreten. Beim Überwinden der Tisa (Theiß) schlug die erwähnte rumänische Pioniereinheit eine Brücke über den reißenden Fluß.

Die Faschisten beschossen die Brücke und belegten sie mit Bomben, aber es gelang ihnen nicht, sie zu zerstören. Schließlich versuchten sie es mit Treibminen, die sie oberhalb der Brücke in den Fluß warfen.



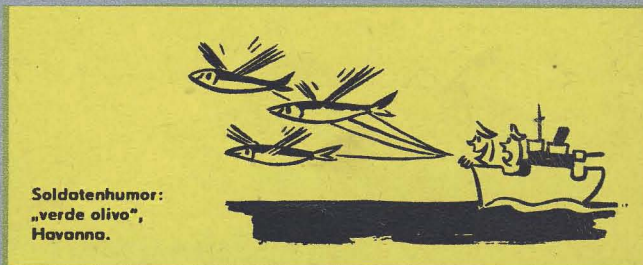
In jener Nacht hatte Soldat Croitoru Wache. Er sah, als gerade eine Artillerieeinheit die Brücke passierte, wie eine Mine auf die Pontons zutrieb. Es würde nur noch wenige Minuten dauern, bis sie detonierte. Kurz entschlossen sprang er in das eisige Wasser und versuchte, den Zünder herauszuschrauben.

Das mißlang, und die starke Strömung trieb den gefährlichen Sprengkörper immer näher an die Brücke, über die nach wie vor die Artilleristen zogen.

Da Jeftimie keinen anderen Weg mehr sah, die Brücke zu erhalten und den Genossen das Leben zu retten, ergriff er ein unweit im Wasser schwimmendes Stück Holz und schlug solange auf die Mine ein, bis sie detonierte. So verteidigte er die Brücke, fand jedoch selbst dabei den Heldentod.

Jeftimie Croitoru starb, aber sein Regiment vergaß ihn nicht. Es trug ihn damals in die Ehrenliste ein und führt heute selbst seinen Namen.

B-t



Soldatenhumor:
„verde olivo“,
Havanna.

DIENTSGRADABZEICHEN DER RUMÄNISCHEN VOLKSARMEE

1 soldat Soldat		2 soldat-fruntaş Gefreiter		3 caporal Unteroffizier		4 sergent Unterfeldwebel		5 sergent-major Feldwebel	
6 plutonier Oberfeldwebel/Hauptfeldwebel		7 sublocotenent Unterleutnant		8 locotenent Leutnant		9 locotenent-major Oberleutnant			
10 căpitan Hauptmann		11 maior Major		12 locotenent-colonel Oberstleutnant		13 colonel Oberst			
14 general-major Generalmajor		15 general-locotenent Generalleutnant		16 general-colonel Generaloberst		17 general de armată Armeegeneral			

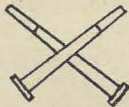
WAFFENGATTUNGEN DER RUMÄNISCHEN VOLKSARMEE



Mot.-Schützen



Panzertruppen



Artillerie



Luftstreitkräfte



Techn. Dienste

ARMEE

Rundschau

HEFT 11
NOVEMBER 1966
PREIS MDN 1,-

- 2 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
- 4 Postsack
- 7 Oberst Richter antwortet
- 9 Aufklärer Wichrow
- 16 1000-MDN-Preis ausschreiben
- 19 Raketenangriff
- 23 Schwarzbraunes Stakkato
- 27 An der Bucht von Guantanamo
- 30 Die aktuelle Umfrage
- 34 Die DOK – ein Ding mit Pfiff
- 38 „Aurora“
- 41 Akrobaten zwischen Himmel und Erde
- 45 „720 – katapultieren Sie sich!“
- 47 Der Schmaus fällt aus
- 50 AR-Cocktail
- 52 Humor ist eingeplant
- 54 Partisanenfunker Paul Sande
- 59 Feurigrote Perlenketten
- 64 Unsere Welt hat ein Millionengesicht
- 67 Soldaten schreiben für Soldaten
- 70 DDR – unser Vaterland
- 72 Militärtechnische Umschau
- 75 Der Flakartillerist
- 82 Raumstationen militärisch verwendbar?
- 84 Die Verhaftung des Adolf Eichmann

„Armee-Rundschau“, Magazin des Soldaten • Chefredakteur: Major Hansjürgen Usezeck • Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 • Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulow, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest • Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR • Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 • Erscheint monatlich • Bestellungen bei der Deutschen Post • Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion • Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR • Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 • Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/77 • Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. September 1966

Fotos: Gebauer (4) Titel, S. 3, 70, 89; Stöhr (6) S. 8, 19, 20, 21, 22; Mittelstätt (1) S. 17; Flohr (2) S. 18, 22; Kurzbach (1) S. 20; MINFAR (4) S. 27, 28, 29; Archiv (14) S. 34, 35, 36, 37, 54, 55, 56, 57, 73, 78, 79; Ende (1) S. 40; Friedrich (5) S. 41, 42, 43, 44; Gaul (6) S. 47, 48, 49; Progreß (1) S. 50; Mildner (1) S. 51; Militärbilddienst (1) S. 53; Klöppel (1) S. 63; Franke (1) S. 64; Armee-Film-Studio (2) S. 65; Borkowsky (1) S. 66; Privat (7) S. 74, 77; Zentralbild (1) S. 76; Kießling (1) Rücktitel.

TITELBILD: Sorgfältige Tarnung ist im Bereitstellungsraum einer Panzereinheit oberstes Gebot

Das Dresdner Theaterpublikum und auch die Intendanz wissen, was sie an Renate Blume haben. Bereits nach der ersten Spielzeit steht sie nicht nur in kleinen, der Bewährung und vervollkommnung dienenden Aufgaben auf der Bühne (im „Snob“, der „Lästerschule“ u. a.), sondern als Gorkis Nadja in den „Feinden“ und Frau Bonacieux in den „Drei Musketieren“ zieht sie alle Register ihres schauspielerischen Könnens. Das große Publikum kennt Renate Blume als Rita aus dem Film „Der geteilte Himmel“. Heute gefragt, ob sie nach einigen Jahren des Reifens dieses Mädchen, das über die Liebe das Bekenntnis zu unserem sozialistischen Staat stellt, genauso spielen würde, sagte sie: „Bekäme ich heute noch einmal die gleiche Aufgabe, so würde ich versuchen, mehr die Erkenntnisprozesse im Verhalten der Rita darzustellen.“



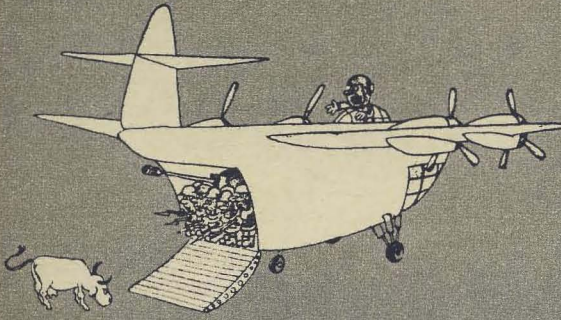
STAR-Palette

Renate Blume

Die frühe Entdeckung für den Film verdankt Renate Blume – einem Zufall, einem Foto von sich, das während des Besuchs der Dresdner Gemäldegalerie entstand und in der „Sybille“ erschien. Dort sahen sie Konrad Wolf und seine Autorin Christa Wolf und sagten sich, die oder keine...

In diesem Jahr nun stand Renate zum zweiten Mal vor der Kamera. Janos Veiczi hatte sie sich für die Rolle des Mädchens Irene in seinem Film „Die gefrorenen Blitze“ verpflichtet. Und dann kam noch eine kleine Tournee nach Westdeutschland, anlässlich der dortigen Premiere des „Geteilten Himmel“. Vollgepackt mit Eindrücken kehrte sie zurück. Im Feuer der Diskussionen und in sachlichen Unterhaltungen hatte sie gespürt, welche Unterschiede zwischen den beiden deutschen Staaten bestehen und auch welches Interesse man unserer Republik entgegenbringt. In einem Gespräch, als Fazit dieser Reise, sagte sie: „Ich glaube, daß jeder, der den Film sah, gespürt hat: In der DDR werden gute realistische Filme gedreht; hier bei uns drückt sich das sozialistische Lebensgefühl auch in humanistischen Filmwerken aus.“

J. Reichow



Geburtstagsgrüße

von „Starschina Sergeant“, Moskau; „Sowjetski woin“, Moskau; „Zolnierz Polski“, Warschau; „Zápisník“, Prag;



„néphadsereg“, Budapest; „Viața Militară“, Bukarest und „Bulgarski woin“, Sofia.

